10

B. I. 10
16509
25

Ueber
Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Dritten Bandes zweytes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1821.

Coburger
Landes-
Bücherei

Kunst und Alterthum.

Ilias.

Erster Gesang.

Anrufung der Muse, Eingang und Thema. Apoll zürnt weil man seinen Priester Chryses beleidigt. Dieser gewillt seine Tochter loszukaufen, bittet deßhalb die Atriden; das Heer giebt Beyfall, Agamemnon, Besitzer der Chryseis, versagt sie und droht dem Vater, der sich entfernt und zum Apoll betet, welcher vom Olymp herabsteigt Vieh und Menschen zu tödten.

Am zehnten Tage beruft Achill die Versammlung und fordert daß man einen Seher

befrage, warum Apoll zürne. Calchas erhebt sich und verlangt Schutz, um aufrichtig reden zu können, Achill verspricht ihn. Calchas nennt den Agamemnon als die Ursache des Unheils; dieser zürnt, ist jedoch bereit die Chryseis zurückzugeben, verlangt aber augenblicklich ein ander Ehrengeschenk. Achill tadelt und vertröstet ihn auf die nächste Beute. Jener befiehlt zwar die Chryseis dem Vater wieder zu bringen, besteht aber auf seinem Sinne eines unmittelbaren Ersatzes und droht den andern ihre schon empfangenen Beutetheile wegzunehmen. Achill zürnt und droht nach Hause zu gehen; Agamemnon hält seinen Beystand für entbehrlich und droht nun ihm die Briseis wegzunehmen. Achill ergrimmt, zuckt das Schwerdt. Athene von Here gesandt tritt hinter ihn; Achill wird sie gewahr. Sie redet ihm zu, er gehorcht und stößt das Schwerdt in die Scheide, beschilt den Agamemnon, schwört bey seinem Scepter, daß man ihn vermissen werde. Agamemnon wüthet dagegen, Nestor legt sich

drein; erzählt, wie vormals die Helden seinen Rath befolgt und ermahnt beyde zur Versöhnung. Agamemnon antwortet und lenkt ein, Achill droht; wird wegen Briseis nicht streiten, seinen übrigen Beutebesitz aber fest behaupten. Die Versammlung löst sich auf. Agamemnon sendet durch Odysseus die Chryseis fort. Das Heer opfert. Agamemnon ruft die Herolde; schickt sie die Briseis zu holen. Beyde kommen und wagen nicht dem Achill die Bothschaft zu verkündigen. Achill redet sie an, besiehlt die Briseis zu holen; Patroklus bringt und übergiebt sie den Herolden.

Achilles weint am Meere, ruft zu seiner Mutter, sie steigt, einem Nebel gleich, * herauf und fragt; Achill erzählt, und bittet daß Zeus die Troer beschütze, so lange er die Waffen nicht ergreift. Thetis bejammert seine kurze Lebenszeit, verspricht den Jupiter zu bitten, der sich jetzt bey den Aethiopen befinde.

Ulysses gelangt nach Chrysa, übergiebt dem Vater die Tochter und opfert. Chryses betet

zu Apoll. Das Opfer und Opfermahl wird näher beschrieben. Die Abgesandten schlafen und kehren sodann zurück. Achilles enthält sich des Raths und der Schlacht. Jupiter kommt aus Aethiopien, Thetis steigt auf den Olymp, bittet den Jupiter, dieser schweigt, sie fährt fort zu bitten. Jupiter verspricht, doch ungern, nickend mit dem Haupte. Sie geht ins Meer, er in seinen Palast. Juno hat ihn beobachtet, sie fragt, er weicht aus, sie dringt näher, er droht. Hephästos spricht zum Guten, schenkt ein und erinnert die Mutter was er um ihretwillen schon gelitten habe. Er kredenzt den übrigen Göttern, sie gehn zur Ruhe.

Zweyter Gesang.

Zeus ruht nicht; sendet einen Traum zu Agamemnon, dieser erscheint in Gestalt des Nestor, verspricht ihm Siegesglück. Agamemnon erwacht und zieht sich an. Es wird Tag, die Achaier kommen zur Versammlung, die ältesten beym Schiffe des Nestor. Er erzählt

seinen Traum, Nestor schenkt ihm Glauben. Das Volk stürzt herbey; * Gleichniß von schwärmenden Bienen. Ossa erregt die Griechen, sie setzen sich. Genealogie des Scepters. Agamemnons versuchende Rede und verstellte Ermahnung zur Heimkehr. Das Volk wird bewegt; * Gleichniß vom Sturm auf Meer und Land, dort die Wellen, hier die Saaten bewegend. Sie stürzen nach den Schiffen die Abfahrt zu beschleunigen. Juno sendet die Pallas, diese findet den Ulysses, der sein Schiff nicht berührt, redet ihn an, er erkennt sie und gehorcht; nimmt dem Agamemnon den Scepter ab, beredet die Häupter, schilt die Geringern, treibt sie zur Versammlung zurück, alles ist ruhig. Beschreibung des Thersites, dessen Schmährede; Ulysses schilt und schlägt ihn. Die Griechen lachen und loben den Ulysses; Pallas, in Gestalt eines Herolds, gebietet Stillschweigen. Rede des Ulysses. Erinnerung an die Abfahrt von Aulis, Wunderzeichen damals beym Opfer, ausgelegt durch Calchas als göttliche

Zusage daß Troja erobert werden solle. Aufforderung zu bleiben. Die Griechen stimmen ein, Nestor tritt bey und verlangt eine Eintheilung des Heers. Agamemnon lobt ihn, heißt die Griechen zum Mahle gehen und sich dann zur Schlacht zu bereiten. * Gleichniß von der Meereswoge, die einen über den Strand hinausragenden Felsen jederzeit umbrüllt, der Sturm mag sausen woher er wolle. Die einzelnen Griechen opfern, besonders die Fürsten. Agamemnon betet um die Besiegung des Hektor, sie opfern einen Stier und speisen. Nestor heißt die Herolde aussenden, es geschieht. Pallas eilt mit der Aegis durchs Heer. * Gleichniß des Waldbrandes von gebirgigen Felshöhen umher leuchtend. Das sämmtliche Heer der Griechen stürzt von den Schiffen auf die Skamandrische Flur. Gleichnisse häufen sich dies verwirrte Getümmel darzustellen. * Erstens von Zugvögeln die unzählbar daher fliegen und sich auf Wiesen ums Wasser flatternd niedersenken; * ferner von Stengeln, Blät-

tern und Blumen wie sie im Frühling der Erde entsprießen; * sodann von Fliegen welche zahllos die Milchbutten umschwärmen. Das Heer wird gesondert und in Ordnung gestellt. * Gleichniß von ausgesonderten Ziegenheerden die verschiedenen Besitzern angehörig auf den Gebirgsrücken sich gemischt. Agamemnon tritt auf. * Gleichniß vom Stier der auf der Weide vor allen Rindern hervorragt. Anruf an die Musen dem Dichter bey Aufzählung des griechischen Heers beyzustehen, welches umständlich geschieht. Das Heer bricht auf. * Gleichniß vom Donner der in die feuerschleudernden Gebirge Typhoeus hineinschlägt. Iris in Gestalt des Polites giebt den Troern Nachricht, sie redet den Priamus und Hektor an; Alles eilt zur Schlacht. Sie stellen sich beym Hügel Batieia in Schlachtordnung. Aufzählung der Troer und Bundesgenossen.

Dritter Gesang.

Die Heere begegnen sich; die Troer schreyen.

* Gleichniß von den Kranichen, die nach vorübergegangener Winterzeit mit Geschrey fortziehen das Pygmäen-Geschlecht zu befehden. Die Achaier wandeln still. * Gleichniß von Nebel, der dem Hirten unerwünscht die Felskuppen des Gebirgs plötzlich umzieht. Schneller Heranzug. Alexandros tritt vor, Menelaos sieht ihn. * Gleichniß vom Löwen, dem die ansehnlichste Beute, Hirsch oder Gemsbock, vor die Klauen kommt, wovon er sich auch durch Jäger und Hunde nicht verscheuchen läßt. Alexandros entweicht. * Gleichniß von der Natter, welche den Wanderer unversehens erschreckt. Hektor schilt ihn, Alexandros verantwortet sich, indem er den unerschrocknen Muth Hektors der Axt * vergleicht, womit der Zimmermann unaufhaltsam wirkt. Vorschlag zum Zweykampf. Hektor hemmt die Völker, Agamemnon auch; Hektor schlägt den Zweykampf vor. Alles schweigt, Menelaos nimmt ihn auf und verlangt Opferschwüre; beyde Heere lagern sich gegen einander. Man sendet nach

Priamus und den Opferlämmern. Iris schickt Helena auf die Mauer, sie kommt ans Skäische Thor und findet die Versammlung der Alten, Cicaden * vergleichbar; diese bewundern ihre Schönheit. Priamus verlangt von ihr die Bezeichnung der Heerführer. Helena klagt. Nun werden bezeichnet und beschrieben: Agamemnon, Odysseus, dessen Schilderung Antenor in treffenden * Gleichnissen ausführt, Ajas, Idomeneus. Sie vermißt ihre Brüder. Die Opfer werden getragen, Priamus berufen; er fährt aus mit Antenor. Der Bund wird symbolisch geschlossen; Agamemnon schwört den Bund und opfert, alle stimmen ein. Priamus kehrt zurück. Hektor und Odysseus messen den Kampfraum und loosen. Die Völker beten, das Zeichen des Paris springt aus dem Helm. Er waffnet sich, desgleichen Menelaos. Sie treten in den Kampfraum, Paris wirft zuerst, die Spitze biegt sich am Schilde des Menelaos; dieser betet, und stößt die Lanze durch den Schild des Pa-

ris, aber am Helme des Gegners zerspringt sein Schwerdt. Menelaos faßt den Alexandros am Helme, der ihm in der Hand bleibt, weil Aphrodite den Riemen sprengt. Menelaos stürzt aufs neue zu, Aphrodite entrückt den Liebling, beruft die Helena. Helena schilt die Göttinn, Venus zürnt; Helena giebt nach und folgt zum Paris, sie schilt ihn und widersteht ihm nicht. Menelaos sucht den Alexandros; Agamemnon nimmt an daß die Helena zurückgegeben werden müsse.

Vierter Gesang.

Die Götter rathschlagen; Zeus versucht die Here, tadelt sie und Pallas; thut den Vorschlag dem Menelaos die Helena zurückzugeben. Juno antwortet voll Verdruß. Jupiter giebt die Zerstörung Trojas zu, droht aber ihr auch eine Stadt zu zerstören; Juno geht es ein, besteht aber auf dem Untergang Troja's; Athene wird weggesandt, damit die Troer den Eidschwur brechen; sie eilt hinab.

Ihre Niederfahrt wird einem Feuermeteor * verglichen. Die Heere legen das Zeichen aus. Sie sucht den Pandaros auf, in Gestalt des Laodokos, reizt ihn nach Menelaos zu schießen. Beschreibung des Bogens, des Pfeils. Gelübde zum Apoll. Schuß. Minerva wehrt den Pfeil ab. * Gleichniß von der Mutter die dem Säugling die Fliegen abwehrt. Menelaos wird wenig verwundet. * Gleichniß vom Elfenbein mit Purpur gefärbt. Agamemnon bedauert den Menelaos, Menelaos tröstet ihn. Talthybios ruft dem Machaon, dieser zieht das Geschoß aus dem Leibgurte und verbindet. Die Troer stürmen an, die Griechen rüsten sich; Agamemnon umgeht die Schaaren, ermuntert und schilt; kommt zu Idomeneus, redet ihn an, dieser antwortet muthig; jener kommt zu den Ajas. * Gleichniß vom Geishirten, welcher die über das Meer herziehende finstere Sturmwolke erblickt und sich mit der Heerde in die Felskluft rettet. Agamemnon belobt sie, dann

eilt er zum Nestor, dieser ermahnt die Seinen vereint zu streiten, Agamemnon redet ihn an, Nestor antwortet. Agamemnon geht zu Menestheus, zu Odysseus und schilt sie. Odysseus verantwortet sich zürnend, Agamemnon lenkt ein, findet den Diomed und schilt ihn; Diomed schweigt, Sthenelos antwortet, Diomed verweist's ihm. * Gleichniß von der gewaltigen Woge die sich gegen das Ufer heran bäumt und endlich am Strande zerschellt. So ziehen die Griechen schweigend. * Gleichniß von Mutterschafen die indem sie gemelkt werden die Stimme der Lämmer hören und ein stetes Geblöck erheben. So die Troer und Bundesgenossen schreyend. Athene und Ares und einige allegorische Gestalten erregen den Streit. Waffengetös, Wehklagen und Siegesgeschrey. * Gleichniß der zwey Ströme die im Herbst angeschwollen von zwey Bergen ins gemeinsame Thal zusammen stürzen. Antilochos erschlägt den Echepolos, Agenor den Elephenor. * Gleichniß von Wölfen

die sich einander erwürgen. Ajas erschlägt Simoeisios. * Gleichniß von einer zur Wagnerarbeit niedergefällten Pappel. Antiphos verfehlt den Ajas und tödtet den Leukos. Ulysses trifft den Demokoon. Die Danaer siegen; Apoll ruft von Pergamos und ermuntert die Troer, Athene die Griechen. Peiroos tödtet den Diores, den Peiroos Thoas. Allgemeine Uebersicht der Schlacht.

Fünfter Gesang.

Athene erregt den Diomedes, läßt ihn flammend und fürchterlich erscheinen. * Gleichniß vom Glanzgestirn des Sirius welches klar und funkelnd aus dem Ocean steigt. Er tödtet den Phegeus, Sohn des Dares, welchem Hephästos, als seinem Priester, den andern Sohn rettet. Athene führt den Ares aus der Schlacht. Agamemnon tödtet den Hodios, Idomeneus den Phästos, Menelaos den Skamandrios, Meriones den Phereklos, den Schiffszimmermann des Paris. Meges den

Pedäos, Eurypylos den Hypsenor. Diomedes kämpft in der Mitte des Getümmels. * Gleichniß vom geschwollenen Herbststrom der sich übers Feld ergießt und die Dämme durchbricht. Pandaros schießt auf ihn, Sthenelos zieht den Pfeil aus der Wunde. Diomed betet zu Athene; diese tritt zu ihm, stärkt ihn, öffnet ihm die Augen die Götter von den Menschen zu unterscheiden. Diomed stürzt in die Troer. * Gleichniß vom verwundeten Löwen, der ins Gehege springend getroffen aber nicht getödtet ward und vor dem nun der Hirt entflieht. Er tödtet mehrere Troer. * Gleichniß vom Löwen der ein Rind abwürgt. Aeneas ruft den Pandaros auf, sie besprechen sich über den Kämpfenden, ob er ein Gott oder Diomed sey? Pandaros klagt daß er keinen Wagen habe, Aeneas nimmt ihn auf den seinen und lenkt. Sie stürmen auf Diomed, Sthenelos warnt ihn, Diomed schlägt's aus, hofft die Rosse des Aeneas zu erbeuten. Pandaros wirft seinen Wurfspies Diomeden durch das

Schild und frohlockt. Diomed antwortet, droht und tödtet den Pandaros. Den Gefallnen schützt Aeneas, ihn umkreisend * wie ein Löwe; von Diomed aber mit einem Feldstein getroffen stürzt er nieder. Aphrodite trägt ihn weg. Sthenelos entführt die Pferde des Aeneas. Diomed verfolgt Aphroditen, trifft ihr die Hand, sie läßt den Sohn fallen, Apoll nimmt ihn auf. Diomed verhöhnt sie, Iris schafft sie fort, sie findet den Ares noch am Skamander und bittet um sein Geschirr, Iris lenkt. Dione fragt ihre Tochter wegen der Mißhandlung, diese klagt den Diomed an, Dione tröstet sie durch Beyspiele wie viel schon die Götter von den Menschen gelitten. Drohung gegen solche Menschen und besonders den Diomed. Dione heilet die Tochter, Juno verspottet, Zeus tadelt sie. Diomed stürmt auf Aeneas ein. Das vierte Mal droht ihm Apoll, dieser trägt den Aeneas auf Pergamos. Leto und Artemis heilen ihn, Apoll schafft ein Bild des Aeneas das in der Schlacht

wandelt, reizt den Ares. Ares, in Gestalt des Akamas, ruft die Troer auf. Sarpedon schilt den Hektor. * Gleichniß von der Spreu, die beym Wurfeln vom Winde weggetrieben in einiger Entfernung auf dem Boden sich wieder sammelt. Es entsteht ein gewaltiger Staub, Aeneas kommt wieder. Die beyden Ajas, Odysseus, Diomedes, treiben die Griechen an. * Gleichniß von geballten, über dem Gebirg festruhenden Wolken. Agamemnon ermahnt das Heer, trifft den Deikoon. Aeneas tödtet die Söhne des Diokles. * Gleichniß von zwey Löwen und zwey Tannen. Menelaos und Antilochos stellen sich gegen Aeneas, dieser weicht bey Seite. Sie tödten den Pylämenes und Mydon, Hektor stürmt auf sie, Ares und Enyo begleiten ihn, Diomed weicht vor ihm. * Gleichniß vom eilenden Wanderer, der, unvermuthet vom reißenden Strom aufgehalten, stutzt. Diomed weicht. Hektor tödtet Anchialos und Menesthes, Ajax tödtet Amphios, Tlepole-

mos reizt den Sarpedon, Sarpedon antwortet. Sie werfen beyde die Lanzen, jener kommt um. Sarpedon wird in den Schenkel verwundet und aus dem Kampfe getragen. Odysseus erschlägt mehrere Lykier. Hektor kommt dem Sarpedon zu Hülfe, dieser wird unter die Buche gelegt. Die Griechen weichen langsam, Hektor tödtet mehrere.

Here ruft die Athene auf, der Wagen wird zusammengefügt und so, im Entstehen nach seinen Theilen beschrieben, angeschirrt; Athene waffnet sich; Beschreibung der Waffen. Die Horen eröffnen die Thore des Olympos. Die Göttinnen finden Zeus auf dem Gipfel, fragen ob sie sich dem Ares entgegen setzen dürfen? Zeus ist es zufrieden, sie fahren fort. * Der Weitblick eines Spähers auf der Warte wird als Maß ihrer eiligen Bewegung angenommen. Die Göttinnen kommen vor Troja, lassen die Pferde am Simois, finden die stärksten Griechen um Diomed versammelt. * Gleichniß von ver-

sammelten Löwen und Ebern. Here ruft als Stentor, schilt die Griechen. Athene findet Diomed, der noch an der Wunde leidet, und reizt ihn. Er erinnert sie, daß sie ihm geboten den Göttern aus dem Wege zu gehen. Sie reizt ihn auf Ares, reist den Sthenelos vom Wagen und setzt sich zu Diomed. Sie fahren gegen Ares, Athene lenkt die Lanze des Ares ab. Diomed verwundet den Ares, Ares brüllt und fährt zum Olymp. * Gleichniß vom schwarzen Wettergewölk. Ares klagt dem Jupiter, besonders über Athenen; Zeus schilt ihn und gebietet dem Päon ihn zu heilen. * Gleichniß der gerinnenden Milch bey Stocken des Bluts und Verharschen der Wunde. Hebe badet ihn. Here und Athene kehren gleichfalls zum Olymp zurück.

Sechster Gesang.

Die Troer und Danaer schlagen sich einzeln. Ajas tödtet den Akamas, Diomedes den Axylos, Euryalos den Opheltios und Dresos,

Polypötes den Astyalos, Odysseus den Pidytes, Teukros den Aretaon, Antilochos den Ableros, Agamemnon den Elatos, Leitos den Phylakos, Melanthios den Eurypylos. Des Adrastos Pferde gehen durch und zerbrechen die Deichsel. Menelaos ereilt ihn; Adrastos bittet um Pardon, Menelaos ist geneigt ihn zu geben, Agamemnon tadelt den Schonenden, Menelaos stößt den Flehenden weg, Agamemnon bringt ihn um. Nestor ermahnt die Achaier, Helenos den Aeneas und Hektor, und räth dem letzteren in die Stadt zu gehen, damit Hekuba der Minerva opfere. Hektor ermahnt die Trojaner und geht nach Troja. Glaukos und Diomedes begegnen einander, dieser redet jenen an, Glaukos antwortet und erzählt sein Geschlecht. Diomedes steckt seine Lanze in die Erde und erkennt ihn als Gastfreund; sie wechseln die Rüstungen. Hektor kommt ans Skäische Thor, die Weiber umringen ihn, er gelangt zum Palaste des Priamus. Beschreibung des Palastes. Er begeg-

net der Mutter, sie fragt ihn warum er komme? Ob er dem Zeus sprengen und Wein trinken wolle? Er lehnt's ab und heißt der Athene ein Gelübde thun, damit Diomed von der Stadt abgewendet werde. Er will zum Paris, Hekuba beruft die Frauen, sie holt einen sidonischen Schleyer, geht zum Tempel, Theano empfängt sie, betet zur Athene. Hektor geht zu Alexandros Palast, findet ihn beschäftigt seine Waffen zu schmücken; schilt ihn. Alexandros vertheidigt sich und verspricht mitzugehen, Hektor schweigt. Helena beklagt sich gleichfalls über den Paris, sie lädt Hektorn zum Sitzen ein, dieser lehnt's ab, geht in sein Haus, findet die Andromache nicht, fragt die Mägde wo sie sey; die Schaffnerinn meldet ihm sie sey auf dem Thurm. Er geht zurück; Andromache begegnet ihm am Skäischen Thor mit dem Kinde. Anrede der Andromache, Hektors Antwort; traurige Aussicht auf die Zukunft. Er streckt die Arme nach dem Kind, das sich vor dem

Helm entsetzt, er thut ihn ab und nimmt das Kind auf die Arme. Bitte zum Jupiter wegen des Knaben. Giebt das Kind der Gattinn zurück, spricht ihr Trost zu. Sie gehn auseinander; Paris kommt gewaffnet. * Gleichniß vom wohlgefütterten Stallrosse, das, die Halfter zerreißend, ins Freye nach dem Strombade rennt, mit erhabenem Haupt, fliegender Mähne, von schlanken Füßen leicht dahin getragen. Erreicht den Bruder, der ihm wieder freundlich begegnet.

Siebenter Gesang.

Hektor und Paris gehn in den Kampf. * Gleichniß vom Fahrwind, der ermüdeten Ruderern willkommen erscheint. Verschiedene Griechen werden getödtet. Apoll und Athene begegnen sich an der Buche, sie kommen überein den Kampf zu stillen und beschließen, daß Hektor einen Griechen zum Zweykampf fordern solle. Helenos der Seher vernimmt im Innern den Entschluß der Götter und bestimmt Hektorn

hiernach. Dieser hemmt die Troer, Agamemnon die Achaier. Die Götter setzen sich als Adler auf die Buche, die Völker lagern sich. * Gleichniß vom gekräuselten Meer bey herannahendem Sturm. Hektor tritt auf und bietet unter Bedingungen den Zweykampf an; die Achaier schweigen, Menelaos zürnt und will selbst fechten, Agamemnon hält ihn und redet ihm zu, Nestor ist bekümmert, bedauert seine entflohene Jugend. Neune stehen auf: Agamemnon, Diomed, die Ajas, Idomeneus, Meriones, Eurypylos, Thoas, Odysseus; Nestor räth zum Loose, das Volk betet und fleht um Ajas oder Agamemnon. Das Loos trifft Ajas, er freut sich, fordert sie zum Mitgebet auf. Ajas tritt vor. Wird dem Ares * verglichen, wenn er in die Schlacht schreitet. Hektor entsetzt sich, Ajas droht dem Hektor; dieser antwortet und wirft die Lanze durch sechs Schichten des Schildes; Ajas wirft durch Hektors Schild durch und verwundet ihn. Sie rennen mit den Speeren auf einander.

* Gleichniß von anrennenden Löwen und Ebern. Hektors Spitze biegt sich um, Ajas durchstößt Hektors Schild und verwundet ihn am Halse. Hektor faßt einen Stein und wirft ihn auf Ajax Schild, Ajax dagegen zerschmettert den Schild des Hektors mit einem Steinwurf, dieser sinkt. Apoll richtet ihn auf; sie greifen zu den Schwerdtern. Werden durch die Herolde getrennt, weil es Nacht wird. Ajax verlangt, Hektor soll den Stillstand fordern, Hektor thut's. Sie beschenken sich und scheiden auseinander. Die Griechen opfern und schmausen. Nestor räth zum Stillstand, die Todten zu begraben, ein Ehrenmahl aufzurichten und die Mauer daran zu schließen. Die Troer kommen verwirrt zusammen. Antenor, räth die Helena zurück zu geben, Paris widersetzt sich, die Schätze jedoch will er ausliefern. Priamus will, man soll diesen Vorschlag morgen den Griechen vermelden und zugleich auf Begrabung der Todten antragen. Idios geht hinab, richtet den Auftrag aus, die Griechen

schweigen. Diomed verwirft des Paris Vorschlag, die Achaier stimmen ihm bey. Die Bestattung der Todten wird vergönnt und geschieht von beyden Seiten. Die Griechen erheben den Hügel und erbauen die Mauer, selbst die Götter erstaunen darüber; Poseidon zürnt, Jupiter verweist es ihm und erlaubt ihm nach der Rückkehr der Griechen die Mauer umzuwerfen. Wein aus Lemnos und andere Waaren kommen zu den Griechen. Schmaus auf beyden Seiten. Jupiter donnert.

Achter Gesang

Zeus beruft die Götter zusammen, verbietet keiner Parthey zu helfen, droht und deutet auf seine Macht. Alle schweigen, Minerva antwortet: sie wolle nur mit Rath den Danaern beystehen. Zeus fährt nach dem Ida. Die Achaier waffnen sich, die Troer begegnen ihnen, die Schlacht im Allgemeinen beginnt. Bis zu Mittag mit gleichem Glücke, dann wägt Jupiter, die Schale der Griechen sinkt,

Zeus wirft Blitze auf das Heer der Danaer. Die Helden weichen, Nestor wird durch ein verwundetes Pferd zurückgehalten, Hektor stürmt auf ihn ein, Diomed ruft den Odysseus an, Odysseus flieht, Diomed nimmt den Nestor auf seinen Wagen, sie fahren auf Hektor los. Diomed tödtet den Wagenlenker, Hektor findet einen andern. Diomed ist im Begriff die Trojaner in die Flucht zu schlagen, ein Blitzstrahl fällt vor seinem Wagen nieder, Nestor räth zur Flucht, Diomed ist ungewiß, Nestor spricht ihm zu und lenkt um. Hektor und die Troer stürmen nach. Hektor verspottet ihn; Diomed, dreymal in Begriff, umzuwenden, wird durch den Donner erschreckt. Hektor ruft die Trojaner auf, droht der Mauer und den Schiffen. Hektor redet seine Pferde an, will Nestor und Diomed erreichen. Here zürnt, ihre Bewegung erschüttert den Olymp, sie regt den Poseidon an, dieser versagt gegen Zeus zu kämpfen. Die Troer umgeben den Wall, Agamemnon ermuntert die

Danaer. Er geht durch die Reihen der Schiffe. Seine Rede. Er ruft den Zeus an, Zeus giebt ein günstiges Zeichen, der Muth kehrt den Griechen zurück. Diomed stürzt zuerst aus der Verschanzung, die übrigen nach ihm. Teukros, von Ajas geschützt, erlegt viele Troer mit dem Bogen, Agamemnon muntert ihn auf, Teukros antwortet und schießt nach Hektor, trifft den Gorgythion. Teukros schießt zum zweytenmale, da Apoll den Pfeil vom Helden ablehnt wird der Wagenlenker getroffen. Hektor mit einen Steine stürmt auf Teukros, trifft ihn ans Schlüsselbein und streckt ihn nieder. Er wird weggebracht; die Troer gewinnen abermals das Uebergewicht. * Gleichniß vom Jagdhunde der von flüchtigen Löwen und Ebern nicht abläßt. Die Griechen in die Verschanzung gejagt; in größter Noth. Hektor tummelt seine Pferde davor, Here erbarmt sich der Griechen, ruft Athenen auf. Athene beschwert sich über Jupiter, gedenkt wie hülfreich sie dem Herkules gewesen und klagt über

Undank. Sie droht dem Hektor. Here schirrt die Rosse. Pallas legt das Gewand weg, an welchem sie wirkt, waffnet sich, Juno lenkt die Pferde. Sie fahren herab, Jupiter sieht's, schickt die Iris, die sie noch auf dem Olympos erreicht und anhält. Here giebt das Unternehmen auf, die Rosse werden abgespannt. Zeus vom Ida fährt auf den Olymp. Poseidon schirrt aus und besorgt den Wagen, Jupiter setzt sich, verspottet Here und Athene, diese schweigt, jene antwortet; Zeus verkündet entschieden die Niederlage der Griechen bis zum Tode des Patroklos und begegnet ihr heftig. Here antwortet nichts, es wird Nacht. Hektor führt die Troer in die Ebene des Skamandros, heißt sie des Mahles genießen und die Nacht im Freyen zu bleiben. Die zurückgebliebenen Troer sollen indessen die Stadt bewachen. Sie lagern sich, man bringt Speise, man opfert; die Götter verschmähen's. So bleiben sie die Nacht, häufige Wachfeuer über die Ebene gesäet. * Gleichniß von klarer

Nacht, der Mond von Sternen umgeben am reich gestirnten Himmel, Felsgipfel der Berge, auch Thäler sind erleuchtet.

Neunter Gesang.

Die Troer wachen vor Ilios, die Achaier sind voll Schmerz und Furcht. * Gleichniß von zwey Winden Nord und West aus Thracien, das Gewässer hoch erhebend und das Meergras ans Land schüttend. Agamemnon läßt den Rath berufen, er weint. * Gleichniß von der Quelle. Seine Rede, sein Rath zurückzugehen. Alle verstummen. Diomed schilt ihn, heißt ihn allein zurückkehren und erhält Beyfall. Nestor steht auf, lobt den Diomed, will Wachen vor den Graben gestellt haben, dann soll Agamemnon ein Mahl zubereiten. Die Wachen werden ausgestellt. Die Fürsten versammeln sich zur Mahlzeit. Nestor, nach einiger Vorrede, verlangt daß man den Achill zurückrufe. Agamemnon bereut seine Heftigkeit, bietet große Geschenke zur Sühnung,

verspricht nach der Eroberung Trojas: schöne Trojanerinnen, eine seiner Töchter, sieben Städte. Nestor wählt Phönix, Ajax und Odysseus Achill zu bereden, sie sprengen dem Zeus und gehen. Sie finden Achill auf der Leyer spielend, er und Patroklos stehen auf. Er heißt sie willkommen, befiehlt dem Patroklos ein Mahl zu bereiten; es geschieht. Odysseus fängt an zu reden, beschreibt das Unheil, ruft ihn zu Hülfe, erinnert ihn an eine Ermahnung des Peleus, wiederholt das Versprechen Agamemnons und schließt. Achill verneint sogleich, versichert daß er nie beredet werden solle. Erzählt was er gethan, vergleicht den Raub der Briseis mit dem Raub der Helena und weist sie auf sich selbst zurück. Er droht wegzuschiffen, schilt auf Agamemnon, verschmäht seine Geschenke und seine Tochter. Er hofft zu Hause zu heyrathen und, indem er den Krieg vor Troja verläßt, lange zu leben. Er räth den übrigen Griechen das Gleiche zu thun, und lädt den Phönix ein

bey ihm zu bleiben und mit ihm zu gehen. Phönix dagegen giebt zu bedenken, wie er, als Jüngling, wegen des schrecklich=sonderbarsten Familienabenteuers landflüchtig, zu Peleus nach Phthia gekommen, den Achill erzogen und endlich denselben zum Heere begleitet; er führt das Beyspiel an, daß auch Götter sich versöhnen lassen. * Mythe von der Schuld und den Bitten. Die Abgesandten soll man ehren. Erzählt die Geschichte vom Meleager. Achill antwortet und beharrt. Winkt dem Patroklos für Phönix ein Bett zu bereiten. Ajas will gehen und redet kurz, Achill scheint einigermaßen bewegt, doch bleibt er dabey den Hektor bey seinen Schiffen zu erwarten. Ajax und Odysseus gehen, Phönix bleibt und schläft, so wie Achill und Patroklos. Jene kommen zur Versammlung, Agamemnon fragt. Odysseus referirt kurz, Diomed spricht und räth schlafen zu gehen. Sie gehen auseinander.

Zehnter Gesang.

Agamemnon wacht, höchst beunruhigt. * Gleichniß vom Donner, Regen, Schnee, Kriegsunheil, so stürmts in seiner Brust. Er sieht die häufigen Wachfeuer der Troer, hört ihre Kriegsmusik und Freudengeschrey, dann blickt er zu den Schiffen zurück und ist der Verzweiflung nahe. Er zieht sich an, so auch Menelaos von seiner Seite, der gleichfalls nicht schlafen kann. Sie begegnen einander. Menelaos fragt was zu thun sey? Agamemnon will den Nestor aufregen, Menelaos soll den Ajax und Idomeneus aufrufen. Sie scheiden. Agamemnon kommt zum Nestor, der gleichfalls wach ist. Agamemnon klagt und räth die ausgestellten Wachen zu besuchen, Nestor tröstet und will auch die übrigen Helden aufgerufen sehen, tadelt den Menelaos, daß er nicht den Bruder begleitet, giebt sich aber zufrieden, als er hört, derselbe sey auch an

seinem Theile thätig. Nestor weckt Ulyssen, beyde Diomeden, den sie mit den Seinigen gerüstet im Schlafe finden. Er tadelt den Nestor, daß er, als ein alter Mann, nicht Jüngere umherschicke. Dieser bezieht sich auf seine Theilnahme an dem allgemeinen Unglück und ruft ihn auf, die Ajas zu wecken. Diomed gehorcht, sie finden die Wachen munter. * Gleichniß von Hunden, welche das Schaafgehege bewachen und das Geheul des Unthiers hörend, welches aus dem Walde von Jägern und Hunden getrieben wird, dadurch selbst erregt werden. Nestor lobt sie, und führt die Fürsten außerhalb des Grabens und schlägt vor, Jemand zum Ausspähen gegen die Troer zu schicken. Verspricht große Gaben. Diomed erhebt sich, wünscht noch einen Gesellen. Agamemnon heißt ihn frei wählen. Er wählt den Ulyss. Dieser ist bereit; sie rüsten sich mit fremden schrecklichen Waffen. Ein Reiher tönt durch die finstere Nacht vorüber. Ulysses nimmt's auf als günsti-

ges Zeichen und betet zu Athene, deßgleichen Diomed; die Göttinn hört. Eilig schreiten sie fort, * gleich zwey Löwen. Hektor beruft die edelsten Troer, auch er will einen Späher gegen die Schiffe senden. Dolon erbietet sich. Hektor schwört ihm Belohnung; er rüstet sich und geht. Ulysses bemerkt ihn, sie lassen ihn vorbei und verfolgen ihn alsdann. * Gleichniß von zwei Hunden, die gemeinsam, wohlgeübt, den Hasen oder das Rehkalb verfolgen. Diomed droht dem Fliehenden und wirft ihm die Lanze nach. Dolon steht, sie fangen ihn, er verspricht großes Lösegeld. Odysseus beruhigt ihn und fragt. Jener gesteht, Odysseus scherzt und fragt weiter. Dolon berichtet, daß die Troer um die Feuer wach sind. Odysseus forscht weiter. Dolon beschreibt die Stellung des Heeres und der Bundesgenossen, macht aber besonders auf die neuangekommenen Thraker aufmerksam, welche, am Ende der Linie gelagert, ermüdet um Rhesos schlafen. Nachdem er so treulich be-

kannt, bittet er um sein Leben. Diomed schlägt ihm das Haupt ab, sie nehmen dessen Rüstung und verbergen sie. Sie kommen zu den Thrakern. Diomed tödtet zwölfe. * Gleichniß vom Löwen, der sich auf ungehütetes Kleinvieh stürzt. Ulysses zieht die Todten bey Seite und führt die herrlichen Pferde fort. Diomed legt auch an den kostbaren Wagen die Hände, Pallas aber heißt eilen; sie besteigen die Pferde und eilen nach dem Lager zurück. Apoll weckt den Hippokoon, Rhesos Verwandten. Die Troer entdecken die That und entsetzen sich, die beyden Helden aber nehmen auf dem Rückweg die Waffen Dolons auf. Nestor hört Rosse, die Helden kommen an; Nestor kennt die Rosse nicht, Odysseus belehrt ihn; sie bringen die Beute zu den Schiffen, baden und salben sich.

Eilfter Gesang.

Es wird Tag. Zeus schickt die Eris. Sie tritt auf Odysseus Schiff und ruft nach bey-

den Flügeln. Die Griechen fühlen Muth. Agamemnon legt seine Rüstung an, die indem beschrieben wird. Athene und Here donnern. Der Angriff geschieht. Blutregen. Hektor muntert die Seinigen auf, erscheint, * wie aus Wolken ein hellblinkender Stern schadenbringend hervorblickt. Die Heere wüthen gegenseitig. * Gleichniß von Schnittern die, mit einander wetteifernd, auf wohlbestelltem Acker Weizen oder Gerste hinmähen. Die Kämpfenden toben * wie die Wölfe. Eris allein ist in dem Getümmel, die übrigen Götter verdrießlich auf dem Olymp; Zeus abgesondert. Agamemnon tödtet mehrere, * dem Löwen vergleichbar. Agamemnon schreitet weiter vor. * Gleichniß vom Sturmbrande im nie gehauenen uralten Gebirgswald. Zeus entfernt Hektorn, die Troer fliehen bis ans Skäische Thor. * Gleichniß vom Löwen, der in die Rinderheerde des Nachts einstürzend sie zerstreut, doch ein Stück erpackt und aufzehrt. Zeus begiebt sich auf Ida, läßt dem

Hektor melden er solle dem Agamemnon weichen. Iris richtet's aus; Hektor gehorcht, durchwandelt aber die Geschwader, um die Seinigen anzuregen. Anruf des Dichters an die Musen. Agamemnon tödtet den Iphidamas, Koon, dessen Bruder, verwundet Agamemnon, wird getödtet. Agamemnon streitet fort, aber zuletzt vom Schmerz überwältigt muß er sich entfernen. Er muntert noch die Griechen auf. Hektor sieht's und ruft den Troern zu, * wie Jäger auf einen Eber oder Löwen die Hunde anhetzen. Er tödtet viele Feinde und stürmt in der Schlacht * wie ein Orkan, der Meereswogen aufwühlt. Odysseus ruft den Diomed heran. Sie tödten verschiedene und kämpfen weiter, * wie zwey Eber gegen Jagdhunde. Das Glück der Schlacht ist gleich, Hektor geht auf Diomed und Odysseus los. Diomed trifft den Hektor am Helme und betäubt ihn. Hektor erholt sich, Diomed zürnt, beraubt den Agastrophos. Päris verwundet den Diomed am Fuße und spottet seiner. Diomed verach-

tet ihn, Odysseus beschirmt Diomeden, dieser zieht den Pfeil aus der Wunde und läßt sich nach den Schiffen bringen. Die Achaier weichen, Odysseus bleibt allein, die Troer umschließen ihn. * Gleichniß vom wüthenden Eber, umkreis't von Jägerjünglingen und Hunden. Odysseus wehrt sich gewaltig. Sokos, den Bruder, zu rächen, verwundet den Odysseus, flieht und wird getödtet. Odysseus verspottet ihn, weicht aber und schreit um Hülfe. Menelaos und Ajas eilen herbey. * Gleichniß vom angeschossenen Hirsch, welchen Schakals anfallen und niederreißen, den aber ein herbeyeilender Löwe, jene vertreibend, aufzehrt. * Gleichniß vom schwellenden Bergstrom, der, viel Gehölz mitreißend, herab sich ins Meer stürzt. Hektor kämpft am Skamander auf dem linken Flügel gegen Nestor und Idomeneus, Paris verwundet den Machaon, Nestor führt ihn fort. Kebriones, Wagengenosse Hektors, ermuntert diesen das dichteste Schlachtgewühl zu suchen. Sie fah-

ren drauf los, Zeus erschüttert den Muth des Ajas, der weichend kämpft, * gleich dem Löwen der vom Rindergehäge durch Hunde und Hirten vertrieben wird. Noch ein * Gleichniß vom hartnäckigen, gefühllosen Esel, welchen aus dem Fruchtfelde zu verscheuchen einer Knabenmenge kaum gelingt. Ajas weicht kämpfend. Eurypylos tritt zu ihm und tödtet den Apisaon, wird vom Paris verwundet, ruft die Griechen auf dem Ajas beyzustehen. Achill, vom Schnabel seines Schiffes, sieht den Nestor heranfahren und ruft dem Patroklos, er solle sich erkundigen wen Nestor zu den Schiffen bringe. Patroklos, folgsam, thut den ersten Schritt zu seinem tödtlichen Geschick. Nestor erreicht sein Zelt mit Machaon, sie werden von der schöngelockten Hekamede wohl empfangen, erquicken sich an kalter Schale. Patroklos kommt, will nicht sitzen und geht, als er den verwundeten Machaon erkennt, gleich zurück. Nestor hält ihn an, klagt über Achill, erwähnt der vornehmsten Verwundeten und

rühmt seine alten Thaten weitläufig. Ferner, um des Patroklos Gewissen zu schärfen, erinnert er wie beyde Väter in Phthia, Peleus ihn und den Achill verabschiedet, auch Menötios seinem Sohne Patroklos aufgetragen dem Freunde mit Rath beyzustehen; Patroklos, gerührt, eilt fort, trifft unterwegs den verwundeten Eurypylos, verbindet ihn und hört den traurigen Zustand des griechischen Heers.

Zwölfter Gesang.

Beyde Heere kämpfen kräftig. Der Dichter weissagt, daß Graben und Mauer nicht mehr schützen sollen, weil sie übereilt, ohne Anrufen der Götter, erbaut worden; Poseidon wird sie künftig sogar zerstören, wie es voraus beschrieben wird. Hektor dringt heran; * Gleichniß vom Löwen, oder Waldschwein, im Kreise der Jäger eingeschlossen. Polydamas räth zu Fuße zu streiten, Hektor nimmt's an, und die Uebrigen alle. Sie gehen unter fünf Anführern auf die Mauer los. Asios

bleibt auf dem Wagen. Er wendet sich nach dem linken Flügel der Griechen, wo man das Thor noch offen hält. Dort findet er die zwey Lapithen, * vergleichbar zwey hochwipfligen Bergeichen, welche, festgewurzelt, Sturm und Regenschauer beständig aushalten. Jene kämpfen vor dem Thore. * Gleichniß von zwey Ebern. Steine werden von der Mauer geworfen. Asios ruft zu Zeus. Wird nicht gehört. Die Lapithen vertheidigen, * wie Hornissen, ihr Felsenneſt am Wege, darin die Brut. Der Dichter, ermüdet, entschuldigt sich. Die Lapithen tödten viele Trojaner. Ein Adler, in den Klauen eine Schlange, schwebt einher; wird von ihr verwundet und schleudert sie zerkrallt von sich. Dieß erschreckt die Troer. Polydamas räth dem Hektor zurückzugehen, dieser schilt ihn und schreitet vorwärts. Sie bestürmen die Verschanzung, suchen den Wall zu durchbrechen, die Eckpfeiler der Thürme zu unterwühlen, sie mit Hebeln zu erschüttern. Die beyden Ajas ermuntern die Grie-

chen. Den bewegtesten Moment des Kampfes * versinnlicht das Bild eines dichtfallenden Schnees, der Gebirge, Land und Ufer bedeckt; so fliegen hier Steine hinüber und herüber. Zeus sendet den Sarpedon. * Gleichniß vom hungrigen Löwen, der auch in wohlbehüthete Gehäge einbricht. Er ruft den Glaukos an; die Vornehmsten sollen auch die Tapfersten seyn. Beyde dringen mit den Lykiern voran. Menestheus, vom Thurme, sieht sie kommen, ruft die Ajas, die vor dem Lärm nicht hören. Er sendet den Herold an sie; dieser richtet's aus. Die beyden Ajas kommen. Das Gefecht beginnt. Ajas tödtet den Epikles. Teukros verwundet den Glaukos, dieser entweicht. Sarpedon tödtet den Alkmäon und reißt die Brustwehr nieder; die Ajas widersetzen sich. Sarpedon ruft die Lykier auf. Beyde Partheien stehen fest sich gegenüber. * Gleichniß zweyer Landmänner, Gränznachbarn, die über die Scheidelinie ihrer Felder, mit Maßstäben in Händen, einander nahstehend zanken. So

bleibt es eine Zeitlang. * Gleichniß von der Wage der Wollspinnerinn. Hektor dringt zuerst in die Mauer, ergreift einen Feldstein. * Gleichniß vom Schäfer der ein Widderfell leicht hinträgt. Trifft das Thor in der Mitte und spaltet's. Hektor springt hinein. Die Troer stürzen durch die Pforte und über die Mauer. Die Achaier fliehen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Ueber Goethe's Harzreise im Winter.

Einladungsschrift von Dr. Kannegießer, Rector des Gymnasiums zu Prenzlau. December 1820.

Dieses kleine Heft, vom Verfasser freundlich zugesandt, gab mir die angenehme Veranlassung die sonderbaren Bilder früherer Jahre aus den letheischen Fluthen wieder hervorzurufen; wobey ich zu bewundern hatte, daß mein sinniger Ausleger, dem die wunderlichen Besonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt seyn konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältnisses, die Wesenheit des Zustandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgesprochen.

Nachdem ich mir nun jene für mich sehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, so kann ich nicht unterlassen einiges zu erwiedern und wie es bey mir aufgeregt worden niederzuschreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geistreich nachspürende Männer meine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten, ich nenne Moritz und Dellbrück, welche beyde in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle dergestalt eindrangen, daß sie mich selbst in Verwunderung setzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgespürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich ausgesprochenen Dank vertraulich erwiedere und, nach seinem Wunsch, über das genannte Gedicht auch meinerseits einige Aufklärung versuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deßhalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bey besondern äußeren, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte.

Weil nun aber demjenigen der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten, Anlässe nicht bekannt seyn können, so wird er den innern, höhern, faßlichern Sinn vorwalten lassen; ich habe auch hiezu, um die Poesie nicht zur Prose herabzuziehen, wenn mir dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geschwiegen.

Das Gedicht aber welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, die Harzreise, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die aller-

besondersten Umstände bezieht; und doch hat er sehr viel geleistet, indem er das Angedeutete genugsam herausahndete, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt und bewogen fühle folgendes zu näherer Aufklärung zu eröffnen.

In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Reise ward Ende Novembers 1776 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind.

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Der Reisende verläßt am frühsten Wintermorgen seinen, im Augenblick behaglich-gast-

freundlichen, thüringischen Wohnsitz, wo ihn später eine zweyte Vaterstadt beglückte, er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wälzt sich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beschwerlichen Unternehmens stählt den Muth und erheitert den Geist. Der Dichter gedenkt seines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den schönsten Erfolg versprechen darf.

Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken

Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst.

Aber sogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um dessentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geschrieben, um sich wenigstens persönlich von der damals herrschenden Empfindsamkeits-Krankheit zu befreyen, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade diesen Gesinnungen günstig hielt. Er mußte manchen schriftlichen Andrang erdulden, worunter ihm besonders ein junger Mann auffiel, welcher schreibselig-beredt und dabey so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbstischer Qual sich zeigte, daß es unmöglich war nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seel-Enthüllungen passen möchten. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, daß endlich, bey

einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe? Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dickichtschauer
Drängt sich das rauhe Wild,

Der Reisende gelangt auf die nächsten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt sich die Landschaft, einsam und öde starrt alles umher, nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zustand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Gesicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Wer seine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen die sich darin behagen.

Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Muthes, der sich leicht zu Uebermuth steigert. Unser Reisende hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichnißweise schmählich herabsetzt.

Wahrscheinlich ist ein wundersamer Druckfehler daher entstanden, daß Setzer oder Corrector die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrsperlingen hindeuten möchten. In der vorletzten Ausgabe stehen jene, diese in der letzten.

Leicht ist's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu seiner eigenen günstigen Lebensepoche zurück, ohne sich irgend ein Verdienst anzumaßen, ja er spricht von den

augenblicklichen Glücksvortheilen beynahe mit Geringschätzung.

Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Das Bild des einsamen, menschen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er malt sich's aus.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.

Er fährt fort ihn zu beklagen.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Seine herzliche Theilnahme ergießt sich im Gebet. Die Auslegung dieser Strophen ist meinem freundlichen Commentator besonders gelungen; er hat das Herzliche derselben innigst gefühlt und entwickelt.

Der du der Freuden viel schaffst
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wildes
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Der Dichter wendet seine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert sich seiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieser Jahrszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewisser Gegend sich mehrende Schwarz-Wildpret zu bekämpfen. Eben diese Lustpartie war es, welche jene vertraute Gesellschaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu seiner Wanderung darbietend. Er trennte sich, mit dem Versprechen bald wieder unter ihnen zu seyn.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, betrachtet seinen bedenklichen Zustand und ruft der Liebe ihm zur Seite zu bleiben.

Hier ist der Ort zu bemerken, daß man

sich bey Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der siebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menschen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewiesene Bedürfniß; in der achten Strophe ist unter Vater der Liebe das Wesen gemeint, welchem alle übrigen die wechselseitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten ist unter Liebe das edelste Bedürfniß geistiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung setzt und, auf die schönste Weise, in Freundschaft, Gattentreue, Kinderpietät und außerdem noch auf hundert zarte Weisen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bey Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen

Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem beitzenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,

Er schildert einzelne Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten frohmüthig überstanden werden.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreigen
Kränzten ahnende Völker.

Ein wichtiger, völlig ideell, ja phantastisch erscheinender Punct, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Document noch in seinen Händen ist.

Ich stand wirklich am siebenten December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee

überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branstige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erscheinung farbiger Schatten, bey untergehender Sonne, ist in meinem Entwurf der Farbenlehre im 75. §. umständlich beschrieben.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der unerforschte Busen des Hauptgipfels wird den Adern seiner Brüder entgegengesetzt. Die Metalladern sind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewässert werden.

Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Geschäfts-Thätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das seltsame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings mysteriose, schwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema desselben wäre also wohl folgendermaßen auszusprechen: der Dichter, in doppelter Absicht ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst hypochondrischen Selbstquäler zu besuchen und aufzurichten, bedient sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdlust ausziehen, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie sie die rauhe Witterung nicht achten unternimmt er nach seiner Seite hin jenen einsamen wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beschneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gezogen schreibt er zuletzt kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmische Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tag-täglichen heroischen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eignem Vergnügen ersehen, wie er so voll-

kommen zum Verständniß des Gedichtes gelangt sey, als es ohne die Kenntniß der besonders vorwaltenden Umstände möglich gewesen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerstreit, und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beschränken scheint, so wird doch dieses wieder erfreulich gehoben und ins rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Base emporgehoben worden. Giebt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beschränkt seyn soll alles was er vorträgt aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man diese kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Graf Carmagnola noch einmal.

Wir kommen gern zu unserm Freund zurück und hoffen mit Begünstigung unserer Leser; denn man kann bey Einem Gedicht eben soviel sagen als bey zehnen und noch dazu in besserer Folge. Wie gut und heilsam unsere erste Recension auf den Autor gewirkt, hat er uns selbst eröffnet, und es gereicht zu großer Freude mit einem so liebwerthen Manne in nähere Verbindung getreten zu seyn; an seinen Aeußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortschreiten ist. Mögen so treue Bemühungen von seiner Nation und andern freundlich anerkannt werden.

Im vorhergehenden Hefte haben wir ihn schon gegen seinen Landsmann vertheidigt, nun

sehen wir uns in dem Falle ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die Englischen Kritiker, wie wir sie aus ihren vielfachen Zeitschriften kennen, sind aller Achtung werth; höchst erfreulich ist ihre Kenntniß auch fremder Literaturen; Ernst und Ausführlichkeit womit sie zu Werke gehen, erregen unsere Bewunderung und wir gestehen gern, daß viel von ihnen zu lernen sey. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß sie sich selbst und ihr Publikum respectiren, welches freylich, auf Wort und Schrift höchst aufmerksam, schwer zu befriedigen, zu Widerspruch und Gegensatz immer aufgelegt seyn mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landständischer Versammlung noch so gründlich und auslangend seyn, es thut sich doch ein Widersacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor, die aufmerkenden, erwägenden Zuhörer sind selbst getheilt und irgend eine bedeu-

tende Sache wird oft mit der mindesten Majorität entschieden.

In solchem obgleich stillem Widerstreite befinden wir uns gelegentlich gegen ausländische und inländische Kritiker, denen wir Sachkenntniß keineswegs absprechen, oft ihre Prämissen zugestehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber besonders entschuldigen wir, wenn er sich hart und ungerecht gegen das Ausland erweist: denn wer Shakespeare unter seinen Vorfahren sieht darf sich wohl vom Ahnenstolze hinreißen lassen.

Vor allen Dingen sey aber nun die Originalstelle hier eingeschaltet, damit jedermann beurtheilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly review. No. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The author of the Conte di Carmagnola, Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities.

To ourselves, „chartered libertines," as we consider ourselves on the authority of Shakspeare's example and Johnson's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty; we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family, is indeed affecting, but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer, in future, gra-

tifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns besonders bewog das Original hier einzurücken, war daß wir vorerst die Gedankenfolge jenes kritischen Vortrags ungestört dem Leser zur Beurtheilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunsten unserer Polemik die Uebersetzung zu zerstücken und umzuwenden räthlich finden.

„Der Verfasser des Grafen Carmagnola erklärt in seiner Vorrede den angenommenen Theater-Einheiten kühn den Krieg; wir aber, privilegirte Freydenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakespeare' Beyspiel und Johnsons Gründe gestützt, selbst erklären, wir werden durch diesen Neubekehrten für unsere nordischen Begriffe von dramatischer Freyheit wenig Bestätigung gewinnen."

Hierauf erwiedern wir: Ein Engländer der über zwey hundert Jahre auf seiner Bühne die gränzenlosesten Freyheiten gewohnt ist, was erwartet er für Bestätigung von einem auswär-

tigen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne seinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir daß die Italiäner, ehe sie auf ihre alten herkömmlichen Gesetze Verzicht thun, eine bedeutendere Uebertretung derselben verlangen werden."

Keineswegs! wir loben dagegen den Autor, der vor einem strengen und, wie man am heftigen Widerstreite sieht, theilweise unbiegsamen Publikum handelt, wenn er als guter Kopf, Talent, Genie, durch sanftes Ausweichen versucht eine löbliche Freyheit zu erlangen. Hiebey kann der Autor seine eigene Nation nicht einmal zu Rathe ziehen, geschweige eine fremde; eben so wenig darf er fragen, was Entfernte, Andersgebildete für Vortheil aus seiner Arbeit gewinnen mögen.

Nun aber wird sich ausweisen, indem wir jenen kritischen Vortrag fernerhin zerlegen und umstellen, daß der nicht sonderlich gewogne Kritiker zu Ehren unseres Dichters dennoch günstige Zeugnisse abzulegen genöthigt ist.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemessenen Beredtsamkeit.“

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredtsamkeit seyn, wenn sie nicht gelegentlich wäre? Das englische Rednertalent wird deshalb von der Welt bewundert, weil so viel erfahrne, unterrichtete Männer, bey jeder eintretenden Gelegenheit, gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Partheysinn Wirksame auszusprechen verstehen. Dieses Bekenntniß also des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

„Die Scheidescene des unglücklichen Grafen und seiner Familie ist wahrhaft herzergreifend.“

Also wahrhaft männliche Redekunst und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung, beydes zu rechter Zeit, am passenden Ort, wird zugestanden. Wir verlangen nicht mehr, und

der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber folgendes erfreuen:

„Unterlassen können wir nicht unsere Leser mit dem edelsten lyrischen Stücke, welches die neuere Italiänische Dichtkunst hervorgebracht, bekannt zu machen, es folgt als Chor dem zweyten Akte des Dramas. Eine Uebersetzung ist beygefügt."

Also auch das höchste lyrische Verdienst, zu dem rhetorischen und elegischen gesellt, wird dem Dichter zugestanden! und doch hatte der Kritiker beliebt seinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poesie."

Diese so dürrhin ausgesprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachsätze keineswegs bewährt und begründet, sie sagen vielmehr gerade das Gegentheil. Wie es uns denn auch scheint, daß sich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er sagt:

„Und wir bekennen unsere Hoffnung: daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden

lieber befriedigen, als durch schwache Tragödien verletzen werde."

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es giebt eine zerstörende Kritik und eine productive. Jene ist sehr leicht, denn man darf sich nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so bornirt sie auch seyen, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern: vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sey abgethan, und man dürfe, ohne weiteres, seine Forderung als unbefriedigt erklären; und so befreyt man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler.

Die productive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer, sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? und in wiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem

Verfasser nach, welcher, bey seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte gethan und sich unserer Kritik entgegen gehoben hat.

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publikums willen urtheilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman, ohne die mindeste Rücksicht auf Recensionen, von Lesern und Leserinnen, nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen, oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unserer Tragödie zurück und zwar zu der Schlußscene, zum Scheiden des Grafen von seiner Familie. Wir thun dies um so lieber, als wir bey unserm bisherigen Vortrag davon geschwiegen. Der englische Kunstrichter nennt sie wahrhaft herzergreifend, uns gilt sie auch dafür, und ihr Gelingen ist um desto verdienstlicher, als durch das

ganze Stück keine zarte thränenhafte Rührung vorbereitet ist. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortschreitender, ohne Verschränkung, gerade vor sich hinwandelnder Weise, vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemalin und Tochter habe, sie erscheinen aber nicht selbst, als ganz zuletzt, wo sie das den Grafen befallene Unglück urplötzlich vernehmen. Der Dichter hat sich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheidescene selbst musterhaft bewiesen, und wir triumphiren, daß er dem Engländer ein „indeed affecting" abgewonnen hat.

Zwar wissen wir aus eigener Erfahrung, daß man, nach aufgezogenem Vorhang, mit wenigen gesprochenen Zeilen ein großes Publikum, gleichsam aus dem Stegreife, rühren könne; näher betrachtet jedoch sieht man, daß immer etwas vorausgegangen seyn müsse; irgend ein vorbereitender Antheil muß schon in der Menge walten, und wenn man diesen auf-

zufassen, den Augenblick zu nutzen weiß, so darf man seiner Wirkung gewiß seyn.

Eben so wenn Herrn Manzoni geglückt ist, durch einen Chor den Geist lyrisch zu erheben und anzufeuern, so vermochte er das nur in Gefolg der zwey ersten Akte; gleichermaßen entspringt aus den drey letzten Akten die Rührung der Endscene. Wie nun der Dichter seine Redekunst nicht hätte entwickeln können, ohne die schöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Commissarien und Soldaten sprechen zu lassen, eben so wenig hätte er uns lyrisch begeistert, oder elegisch gerührt, ohne die edlen Prämissen auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode besteht nicht an und für sich, sie muß aus einem schon bewegten Elemente hervorsteigen. Wodurch wirken die pindarischen so mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder und Geschlechtsfolgen, als Basis dienen, worauf denn die eminente Persönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unwiderstehlichen Gewalt tragischer Chöre der Griechen. Wodurch steigern sie sich aber als auf dem dazwischen, von einem Akt zum andern, sich steigernden dramatischen Interesse.

Herr Manzoni hat sich als lyrischen Dichter in seinen heiligen Hymnen zu unserer Freude früher bewiesen. Wo konnten aber diese wachsen und gedeihen, als auf dem fruchtbaren Boden der christlich römisch=katholischen Religion, und doch läßt er aus diesem breiten Felde nur fünf Hymnen aufsteigen. Dann finden wir den mysterios frommen Gehalt durchaus einfach behandelt, kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiäner von Jugend auf bekannt wären, und doch sind die Gesänge originell, sind neu und überraschend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria, bis zum ernsten Versuch einer Juden=Bekehrung, alles lieblich, kräftig und zierlich.

Nach diesen Betrachtungen dürften wir wohl unsern Dichter ersuchen das Theater und

seine eigens gewählte Weise nicht zu verlassen, aber darauf zu sehen, daß der zu wählende Stoff an und für sich rührend sey; denn genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorschlag, sondern nur eines schnellern Verständnisses wegen, nennen wir die Räumung von Parga. Zwar möchte dieses Süjet gegenwärtig zu behandeln einigermaßen gefährlich seyn, unsere Nachkommen werden sichs nicht entgehen lassen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte und es nur in seiner ruhigen, klaren Art durchführte, sein überzeugendes Rednertalent, seine Gabe elegisch zu rühren und lyrisch aufzuregen in Thätigkeit setzen wollte, so würden von der ersten bis zur letzten Scene Thränen genug fließen; so daß der Engländer selbst, wenn er auch, durch die bedenkliche Rolle die seine Landsleute dabey spielen, sich einigermaßen verletzt (offended) fühlte, er das Stück doch gewiß keine schwache Tragödie nennen würde.

Zahme Xenien.

II.

Mit Bakis Weissagen untermischt.

Wir sind vielleicht zu antik gewesen,
Nun wollen wir es moderner lesen.

„Sonst warst du so weit vom Prahlen entfernt,
Wo hast du das Prahlen so grausam gelernt?"
Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch seit ich zurück bin, im westlichen Land,
Zu meiner Beruhigung find' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Und was die Menschen meynen
Das ist mir einerley,
Möchte mich mir selbst vereinen;
Allein wir sind zu zwey;
Und im lebendgen Treiben
Sind wir ein Hier und Dort,
Das eine liebt zu bleiben
Das andre möchte fort;
Doch zu dem Selbst-Verständniß
Ist auch wohl noch ein Rath:
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge rasche That.

Und wenn die That bisweilen
Ganz etwas anders bringt,
So laßt uns das ereilen,
Was unverhofft gelingt.

Wie ihr denkt, oder denken sollt
Geht mich nichts an;
Was ihr Guten, ihr Besten wollt
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun,
Möge nur keiner lässig ruhn! —
Was ich sag' ist Bekenntniß,
Zu meinem und eurem Verständniß.
Die Welt wird täglich breiter und grösser,
So machts denn auch vollkommner und besser!
Besser sollt' es heißen und vollkommner;
So sey denn jeder ein Willkommner.

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last.

Ich bin so guter Dinge
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge
Könnt's keiner seyn.

Ja! das ist das rechte Gleis
Daß man nicht weiß
Was man denkt
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt.

Und so sag' ich zum zehnten Male:
Alles giebt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe dich nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seyst!

„Wir kennen dich, du Schalk!
Du machst nur Possen;
Vor unsrer Nase doch
Ist viel verschlossen."

Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?

„Warum man so manches leidet,
Und zwar ohne Sünde?“ —
Niemand giebt uns Gehör —
Wie das Thätige scheidet,
Alles ist Pfründe
Und es lebt nichts mehr.

„Manches können wir nicht verstehn.“
Lebt nur fort, es wird schon gehn.

„Wie weißt du dich denn so zu fassen?“
Was ich tadle muß ich gelten lassen.

„Bakis ist wieder auferstanden!“
Ja! wie mir scheint in allen Landen.
Ueberall hat er mehr Gewicht,
Als hier im kleinen Reimgedicht.

Von deinem Liebesmahl
Will man nichts wissen,
Für einen Christen ist's
Ein böser Bissen.

Denn kaum verläßt der Herr
Die Grabes-Tücher,
Gleich schreibt ein Schelmenvolk
Absurde Bücher.

Gewinnen gegen dich
Die Philologen;
Das hilft uns alles nichts,
Wir sind betrogen.

Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde;
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.

Barbaren hatten versucht
Sich Götter zu machen;
Allein sie sahen verflucht,
Garstiger als Drachen.

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter steuern?
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern?

Und so will ich, ein für allemal,
Keine Bestien in dem Götter=Saal!
Die leidigen Elephanten=Rüssel,
Das umgeschlungene Schlangen=Genüssel,
Tief Ur=Schildkröt' im Welten=Sumpf,
Viel Königs=Köpf' auf Einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird sie nicht reiner Ost verschlingen.

Der Ost hat sie schon längst verschlungen:
Kalidas und andere sind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichter=Zierlichkeit
Von Pfaffen und Fratzen uns befreyt.
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben.
Was will man denn vergnüglicher wissen!
Sacontala, Nala die muß man küssen,
Und Mega=Duhta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelverwandten.

„Willst du, was doch Genesene preisen,
Das Eisen und handhabende Weisen,
So ganz entschieden fliehen und hassen?"
Da Gott mir höhere Menschheit gönnte,
Mag ich die täppischen Elemente
Nicht verkehrt auf mich wirken lassen.

Als hätte, da wär' ich sehr erstaunt,
Der Nabel mir was in's Ohr geraunt.
Ein Rad zu schlagen, auf'm Kopf zu stehn,
Das mag für lustige Jungen gehn;
Wir aber lassen es wohl beym Alten
Den Kopf wo möglich oben zu halten.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: will nur was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt sie einmal in's Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein;
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll euch Ariadne seyn?

„Wie weit soll das noch gehn!
Du fällst gar oft in's Abstruse,
Wir können dich nicht verstehn.“
Deshalb thu' ich Buße;
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.

Was ich sagen wollt'
Verbietet mir keine Censur!
Sagt verständig immer nur
Was jedem frommt,
Was ihr und andere sollt;
Da kommt,
Ich versichr' euch, so viel zur Sprache
Was uns beschäftigt auf lange Tage.

Nicht jeder kann alles ertragen:
Der weicht diesem, der jenem aus;
Warum soll ich nicht sagen
Die Indischen Götzen die sind mir ein Graus.

Nichts schrecklicher kann den Menschen geschehn
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch schreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird alles beym Alten bleiben.
Dummes aber, vors Auge gestellt,
Hat ein magisches Recht;
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Bleibt der Geist ein Knecht.

Ihr guten Dichter ihr
Seyd nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakespear
Auch noch am Ende lahm.

Im Auslegen seyd frisch und munter!
Legt ihrs nicht aus, so legt was unter.

Was dem einen widerfährt
Widerfährt dem andern;
Niemand wäre so gelehrt
Der nicht sollte wandern,
Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle,
Frauen wissen was ihm frommt,
Welle folgt der Welle.

„Ich zieh ins Feld,
Wie machts der Held?“
Vor der Schlacht hochherzig,
Ist sie gewonnen barmherzig,
Mit hübschen Kindern liebherzig;
Wär' ich Soldat
Das wär' mein Rath.

„Gieb eine Norm zur Bürger-Führung.“
Hienieden,
Im Frieden,
Kehre jeder vor seiner Thüre;
Bekriegt,
Besiegt,
Vertrage man sich mit der Einquartirung.

Wenn der Jüngling absurd ist,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte soll nicht absurd seyn,
Weil das Leben ihm kurz ist.

„Was hast du uns absurd genannt!
Absurd allein ist der Pedant."

Will ich euch aber Pedanten benennen,
Da muß ich mich erst besinnen können.

Titius, Cajus die wohl Bekannten! —
Doch wenn ich's recht beym Licht besah,
Einer steht dem andern so nah,
Am Ende sind wir alle Pedanten.

Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn,
Daß ich getrost ein Pedante bin.

Thust deine Sache und thust sie recht,
Halt fest und ehre deinen Orden;
Hältst du aber die andern für schlecht,
So bist du selbst ein Pedant geworden.

Wie einer denkt ist einerley,
Was einer thut ist zweyerley;
Macht er's gut so ist es recht,
Geräth es nicht so bleibt es schlecht.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bey Gott! ich ging' nicht wieder heraus.

„Sey deinen Worten Lob und Ehre,
Wir sehn daß du ein Erfahrner bist.“
Sieht aus als wenn es von gestern wäre,
Weil es von heut ist.

Das Beste möcht' ich euch vertrauen:
Sollt erst in eignen Spiegel schauen.

Seyd ihr, wie schön geputzte Braut,
Bey diesem Anblick froh geblieben,
Fragt: ob ihr alles was ihr schaut
Mit redlichem Gesicht mögt lieben.

Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und euch ein Gift.

X hat sich nie des Wahren beflissen,
Im Widerspruche fand er's;
Nun glaubt er alles besser zu wissen,
Und weiß es nur anders.

„Du hast nicht recht!" Das mag wohl seyn;
Doch das zu sagen ist klein,
Habe mehr recht als ich! das wird was seyn.

Da kommen sie von verschiedenen Seiten,
Nord, Ost, Süd, West und anderen Weiten,
Und klagen diesen und jenen an:
Er habe nicht ihren Willen gethan!
Und was sie dann nicht gelten lassen,
Das sollen die Uebrigen gleichfalls hassen;
Warum ich aber mich Alter betrübe?
Daß man nicht liebt, — was ich liebe.

Und doch bleibt was Liebes immer,
So im Reden so im Denken;
Wie wir schöne Frauenzimmer
Mehr als garstige beschenken.

Bleibt so etwas dem wir huld'gen,
Wenn wir's auch nicht recht begreifen;
Wir erkennen, wir entschuld'gen,
Mögen nicht zur Seite weichen.

„Sagt! wie könnten wir das Wahre,
Denn es ist uns ungelegen,
Niederlegen auf die Bahre
Daß es nie sich möchte regen."

Diese Mühe wird nicht groß seyn,
Cultivirten deutschen Orten;
Wollt ihr es auf ewig los seyn,
So erstickt es nur mit Worten.

Immer muß man wiederholen:
Wie ich sage so ich denke!
Wenn ich diesen jenen kränke,
Kränk' auch er mich unverholen.

Störet ja! — mir sagt's die Zeitung, —
Unverletzten würdgen Ortes,
Dieser jenem, heftgen Wortes,
Die beliebige Bereitung.

Was der eine will bereiten,
Einem andern wills nicht gelten;
Hüben drüben muß man schelten:
Das ist nun der Geist der Zeiten.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht ob ich
Oder die andern verrückt sind.

„Sag nur warum du in manchem Falle
So ganz untröstlich bist?“
Die Menschen bemühen sich alle
Unzuthun was gethan ist.

„Und wenn was umzuthun wäre
Das würde wohl auch gethan;
Ich frage dich bey Wort und Ehre
Wo fangen wir's an?“

Umstülpen führt nicht ins Weite;
Wir kehren, frank und froh,
Den Strumpf auf die linke Seite
Und tragen ihn so.

Und sollen das Falsche sie umthun,
So fangen sie wieder von vornen an;
Sie lassen immer das Wahre ruhn
Und meynen mit Falschem wär's auch gethan.

Da steht man denn von neuem still
Warum das auch nicht gehen will.

Niemand muß herein rennen
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

Ueber Lithographie und lithographische Blätter.

Die Erfindung dieser Kunstart geschah vor ungefähr dreyßig Jahren zu München; eigentlich war es das Gewahrwerden, man könne von Kalkschiefertafeln, gehörig zubereitet und auf verschiedene Weise bezeichnet, ebensowohl Abdrücke ziehen als von gestochenen, geschabten, radirten oder in Tuschmanier geätzten Kupferplatten. Noch wird gestritten, ob die Ehre, diese Wahrnehmung am frühesten gemacht zu haben dem Herrn Alois Sennefelder oder dem damaligen Herrn Professor, jetzt Decan Simon Schmidt gebühre. Wir füh-

len weder Neigung, noch Beruf, noch Vermögen die Sache zu erörtern, indessen sey uns die Bemerkung erlaubt, daß es mit der Lithographie wohl eben die Bewandniß haben mag wie mit andern bedeutenden Erfindungen: nämlich, sie waren durch begünstigende Umstände so nahe gebracht und herangereift, daß mehrere Personen ungefähr zu gleicher Zeit Aehnliches bezielende Versuche anstelleten und also dieselbe Sache mehr als einmal erfunden wurde. So ist es wenigstens mit dem Formschneiden, der Buchdruckerey, dem Kupferstechen u. s. w. ergangen und daher rühren die verschiedenen Meinungen und Ansprüche in Betreff ihrer Erfindung. Um aber von dieser Nebenbetrachtung wieder auf unsern Hauptgegenstand zu kommen, so bleibt Herrn Sennefelder auf jeden Fall das Verdienst wichtiger Verbesserungen in der Lithographie unangestritten, und man giebt ohne Weiteres zu: Er habe in seiner sogenanten chemischen Tinte und Kreide zweckmäßiges und fügsames Zeichen-Material

für lithographische Arbeiten ausgefunden, auch eine den anfänglichen Erfordernissen wohl entsprechende Presse zum Abdruck der Steintafeln angegeben.

Um Bereitung des Zeichen-Materials und noch bessere Einrichtung der Presse soll sich Herr Prof. Mitterer ebenfalls Verdienste erworben haben.

Zuerst wurde der Steindruck mit Erfolg auf Noten, auf Schrift und auf Planzeichnungen angewendet, hiernächst auf Kunstgegenstände von geringer Erheblichkeit; das erste wahrhaft bedeutende Werk aber, wodurch derselbe sich ehrenhaft und vielversprechend bewährte, waren die im Jahr 1808 erschienenen, von Herrn Strixner auf Stein nachgebildeten Federzeichnungen, mit denen der alte Obermeister deutscher Kunst, Albr. Dürer, das gegenwärtig auf der Königl. Bibliothek zu München befindliche Gebetbuch eines bayerischen Herzogs schmückte. Den Kunstliebhabern empfahlen sich diese Blätter nicht nur durch

den herrlichen Werth der Dürerischen Erfindungen, sondern auch durch reinliche Ausführung und treu nachgeahmten Charakter der Originale. Diesem Werk folgte bald das viel weiter greifende Unternehmen, die besten im Königl. Bayerischen Cabinet befindlichen Handzeichnungen berühmter Meister aller Schulen lithographisch nachzubilden. Mehr als vierhundert Blätter nach solchen Zeichnungen sind erschienen, und abgesehen daß mancher treffliche Entwurf großer Meister dadurch mehr bekannt geworden, gereichte solches der Lithographie auf doppelte Weise zum wesentlichen Nutzen, denn es bildete sich neben Hrn. Strixner nun auch noch Hr. Piloti zum tüchtigen Zeichner in diesem besondern Fach, und die verschiedenen Manieren in denen die erwähnten Original-Handzeichnungen des Königl. Cabinets behandelt sind, gaben Gelegenheit, oder nöthigten vielmehr, indem sie nachgeahmt werden sollten, zur Erfindung mehrerer neuen Behandlungsweisen in der Lithographie.

Andere im Verlauf mehrerer Jahre herausgekommene Werke von geringerer Bedeutung zwar, immer aber den Fortschritten der neu erfundenen Kunstart und ihrer zunehmenden Ausbildung förderlich, können hier füglich übergangen werden; dagegen ist eines großen seit 1817 begonnenen und fröhlich gedeihenden Unternehmens zu gedenken, wo sie schon mündig aufzutreten wagt und das ganze bisher von der Kupferstecher- und Formschneidekunst beherrschte Gebiet ebenfalls in Anspruch nimmt. Wir wollen nämlich von einem, gleich dem vorerwähnten, durch Herrn v. Mannlich, Königl. Bayerischen Central-Gallerie Director, herausgegebenen Werke reden, welches die vorzüglichsten Gemälde der beyden Gallerien von München und Schleisheim in zweyhundert auf Stein gezeichneten Nachbildungen enthalten soll. Schon ist ungefähr die Hälfte des Ganzen in vierundzwanzig Lieferungen, jede zu vier Blättern, erschienen; eben so schätzbar in nächster Beziehung auf die Kunst als

unserer besonderen Absicht günstig, weil sich daraus die Reihe von Verbesserungen in der lithographischen Technik während der letzten vier Jahre wahrnehmen läßt. Die Blätter der drey letzten Lieferungen (22. 23. u. 24) gehören ohne Widerrede zu den allerbesten und bezeichnen den eigentlichen Punct der Ausbildung, zu welchem der Steindruck bis jetzt gelangt ist. Herr Strixner und Hr. Piloti, beyde schon oben rühmlich erwähnt, zeichneten zwar durch alle Lieferungen am meisten, indessen haben Dorner und Muxel mit gutem Erfolg auch einige Blätter beygetragen; noch bessere rühren von Lorenz Quaglio, und Dom. Quaglio her; von Heidecks und Auers können selbst den gelungensten beygezählt werden.

Ehrenhafte Meldung verdienen billig auch die folgenden ebenfalls in den letzten Jahren erschienenen lithographischen Werke, als: Gärtners Ansichten der erhaltensten Griechischen Monumente Siciliens; Sammlung denkwürdi-

ger Gebäude des Mittelalters von Dom. Quaglio, wovon drey Hefte jedes zu drey Blättern erschienen seyn sollen; Sammlung von Originalhandzeichnungen lebender Bayerischer Künstler, die bereits zu vier Heften erwachsen; und Nachbildungen vorzüglicher in großen öffentlichen und Privat-Sammlungen aufbewahrter Originalgemälde, bis jetzt achtzehn Blätter zählend. In allen diesen Werken befinden sich, von den genannten und noch andern Künstlern, mehrere gute, ja sogar einige der besten vorhandenen lithographischen Blätter. Man kann demnach aus dem Angeführten als entschieden hervorgehend annehmen: daß München, so wie die Wiege der lithographischen Kunst, auch gegenwärtig noch der Hauptsitz derselben ist. Nirgends wird dieses Kunstfach so lebhaft betrieben, und alle wesentlichen Verbesserungen welche es erfahren, sind Früchte des Nachdenkens und der Bemühung von Künstlern aus der Münchner Schule gewesen.

Da der Steindruck mancherley Anwendung gestattet, das gewöhnliche Verfahren kein Geheimniß mehr, auch eben nicht schwer ist, so hat sich derselbe schnell über ganz Deutschland verbreitet, und kaum giebt es eine bedeutende Stadt, wo nicht etwas dergleichen wirklich geschieht oder wenigstens versucht worden. In Wien scheint die Thätigkeit, das Bemühen im Fach der Lithographie nächst München am größten zu seyn. Das daselbst erschienene Werk von Donau-Ansichten zählt bereits viele Hefte und wächst noch immer mehr an. Die Blätter desselben sind in der einfachen Art von Zeichnungen mit schwarzer Kreide auf weiß Papier behandelt, fleißig und mit kunstfertiger Hand ausgeführt, nur gebricht es den Abdrücken welche uns zu Gesichte gekommen zuweilen an Kraft, zuweilen an Haltung und noch öfter begegnet man einzelnen undeutlichen Stellen. In Hinsicht auf Technik bey weitem vollkommener, ja von erfreulicher Nettigkeit und, was vornehmlich angemerkt zu werden verdient,

von ziemlich gleichen fehlerfreyen Abdrücken, ist ein anderes zu Wien herausgekommenes Werk: Stammbaum des allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg-Oesterreich in einer Reihe von Bildnissen Habsburgischer Fürsten und Fürstinnen von Rudolf I. bis Philipp den Schönen, nach Gemälden der Ambraser Sammlung. Sechs Hefte dieses Werks sind bereits erschienen, jedes Heft zu vier Blättern, und jedes Blatt zwey halbe Figuren, einige auch drey enthaltend. Sie sind wie auf einen hellgrauen Grund mit schwarzer Kreide gezeichnet und weiß aufgehöht. Besonders zart ist das lichte Grau des Grundes, ohne den geringsten Flecken oder Ungleichheit; die Formen sind bestimmt angegeben, es fehlt den Gesichtern nicht an ausdrucksvollen kräftigen Strichen, nur fallen die breitern Schattenpartien nicht völlig klar, auch zuweilen etwas matt und ungleich aus. Wir haben indessen geglaubt im letzten Heft ein hierauf gerichtetes abhelfendes Bestreben wahrzunehmen; die Schatten gerathen be-

reits kräftiger, nur ist noch mehrere Klarheit zu wünschen.

Außer diesen sind uns noch verschiedene andere lithographische Producte von Wien her bekannt, doch von geringerm Belange, daher eine weitere und umständlichere Erwähnung derselben wohl mag unterlassen werden.

Seit einigen Monaten erblüht in Stuttgard die lithographische Kunst und zwar zum schönsten, weil der mehrmals rühmlich erwähnte Herr Strixner von München sich dahin gewendet, um die berühmte Sammlung alt-niederländischer und deutscher Gemälde, im Besitz der Herren Boisserée und Bertram, auf Stein zu zeichnen und herauszugeben. Sechs bereits fertige Blätter nach Gemälden aus gedachter Sammlung zählen wir billig zu den allervorzüglichsten.

Auch in Maynz, in Karlsruhe, in Düsseldorf und anderwärts sind Steindruckereyen angelegt, die, wenn sie bisher noch keine großen Werke unternommen, doch in mehreren andern

von geringerm Belang ein löbliches Bemühen zeigen und noch Besseres hoffen lassen.

In Hamburg sollen ebenfalls von dortigen Künstlern wohlgelungene Steindrucke verfertigt werden, von denen wir aber keinen nähern Bericht geben können. Einiger Berliner Erzeugnisse dieser Art ist schon im zweyten Hefte des zweyten Bandes über Kunst und Alterthum beyfällige Erwähnung geschehen.

Ob man sich in Italien des Steindrucks annimmt und bis zu welchem Grad von Gelingen es damit gekommen sey, ist uns unbewußt, nur von lithographischem Notendruck haben wir gehört; die Franzosen aber wußten sich denselben seit wenigen Jahren anzueignen und mit vieler Thätigkeit zu betreiben. Außer den früher schon angezeigten Reisen des Grafen Forbin nach der Levante, (siehe K. und Alterth. 2r Bd. 2s Heft.) sind uns noch die Fables choisies de La Fontaine, ornées de dessins lithographiés par M. M. Carle Vernet, Horace Vernet et Hippolyt le

Comte, desgleichen Les Aventures de Sapho etc. composées et lithographiées par M. Romagnesi Sculpteur, nebst noch mehreren andern zu Gesichte gekommen. In diesen französischen Arbeiten, welche durchgängig als Zeichnungen mit schwarzer Kreide auf weiß Papier behandelt sind, bemerkt man nebst löblicher Reinlichkeit, ein zartes gleiches Korn und angenehme klare Halbschatten; im tiefern Dunkel aber wird meistens noch die Deutlichkeit, das Belebte vermißt, und so stehen sie hinsichtlich auf vollendete malerische Ausführung und allgemeinen guten Effect eine geraume Strecke hinter den letzten lithographischen Blättern aus München und Stuttgard zurück, auch selbst hinter den Wiener Arbeiten.

Viele Hefte eines großen Zeichenbuchs von Math. van Breé, premier Professeur de l'accadémie Royale des Beaux-arts à Anvers, erschienen im vergangenen Jahr zu Antwerpen und beweisen daß auch in den Niederlanden die einfachern Behandlungsarten der

Lithographie bereits in Uebung sind. Dasselbe gilt ebenfalls von England, wie aus dem vor kurzem erschienenen Werk der Reisen des bekannten Belzoni nach Aegypten und Nubien erhellet, wo unter den Abbildungen altägyptischer Denkmale sich einige Steindrücke befinden; billig ist indessen zu erinnern, daß diese Blätter wohl nicht für das Beste genommen werden dürfen was man in England lithographisch leistete, denn sie sehen nur wie Versuche eines noch Ungeübten aus, haben ein rauhes Korn und geritzte Umrisse, flüchtig radirten Strichen gleichend, hierauf ist mit grellen Farben illuminirt. Zierlicher und sorgfältiger behandelt, doch auch nur als leichte Zeichnungen mit wenigen Strichen, sind die lithographischen Blätter eines erst in diesem laufenden Jahr erschienen Werks: Icones Plantarum sponte China nascentium.

Drey verschiednene Folgen, Prospecte von St. Petersburg und dessen Umgebungen in lithographischer Manier gearbeitet, sollen,

nach öffentlichen Anzeigen, zu Petersburg bereits erschienen seyn, indessen haben wir noch keine derselben gesehen und können darum auch über ihr Kunstverdienst nicht urtheilen. Eine andere Folge eben solcher Prospecte in klein Querfolio, Arbeiten eines Liebhabers und nicht für den Kunsthandel verfertigt, welche uns bloß zufällig bekannt geworden, sind zwar mit mäßigem Erfolg ausgeführt, haben aber den Vorzug wohlgewählter Standpuncte und gewähren einen großen Begriff von der Pracht und Herrlichkeit der nordischen Kaiserstadt, wo also, wie aus dem Angeführten hervorgeht, die lithographische Kunst ebenfalls günstige Aufnahme gefunden, Schutz und Pflege genießt.

Soweit reicht unsere Kenntniß über die Erfindung und bis jetzt statt gehabte Ausbreitung dieses Kunstfachs. Was wir gewußt haben anzuzeigen, mag freylich der Zahl nach unter dem seyn was wirklich geschehen ist, doch genug um darzuthun, wie viele Aufmerksamkeit

man fast in allen europäischen Ländern dem Steindruck zugewendet.

Gemäß der übernommenen Aufgabe betrachten wir vorerst näher, bis zu welcher Stufe der Ausbildung die lithographische Technik gediehen sey; dann beschäftige uns die Untersuchung wie sich die besten bis jetzt erschienenen lithographischen Blätter in ihren Eigenschaften zu den Blättern vorzüglicher Meister der verschiedenen Arten der Kupferstecher-Kunst verhalten; endlich, welche weitere Fortschritte von der Lithographie zu hoffen sind und was in Beziehung auf dieselbe zunächst wünschenswerth seyn möchte.

Daß die Münchner Lithographen im Vollendeten der Ausführung, zumal durch den Gebrauch der Licht- und Ton-Platte, am weitesten gekommen sind, ist entschieden und wiederholt angedeutet worden. Kühn haben sie theils das Schwierigste gewagt, theils ihre bessern Blätter auf das fleißigste gepflegt, denselben Rundung, Kraft und malerischen Effect

zu ertheilen gewußt. Wir finden in Betreff dieser Eigenschaften hinreichend genügenden Stoff zum Prüfen, Vergleichen, Beurtheilen und allenfalls nöthigen Belegen in dem obenerwähnten großen Werk nach Gemälden der Gallerien zu München und Schleisheim, wie auch in den ebenfalls schon berührten Nachbildungen vorzüglicher, in großen öffentlichen und Privatsammlungen aufbewahrter Original-Gemälde.

Die am besten gelungenen Blätter der frühesten, schon 1817 erschienenen Lieferungen jenes erstgenannten Werks sind zwar kräftig, enthalten aber in ihren tiefern Schattenpartien noch viel Trübes, Undeutliches; das Korn der Steintafel erscheint, vornehmlich in den dunkeln Stellen, nicht egal genug, auch fehlen jene heraussetzenden Striche, in gewöhnlicher Kunstsprache Drucker genannt, welche das Todte und Finstere der Schatten beleben. Halbschatten geriethen im Durchschnitt besser, oft sogar gut; hingegen wäre den Umrissen

noch mehr Bestimmtes zu wünschen, am meisten da wo kecke kräftige Striche gefordert werden. Ferner trägt sich die gelbliche Tonfarbe noch ungleich auf und es entstehen durch dieselbe bald hellere bald dunklere Flecken. In der Absicht die Schatten besser zu vereinen, ihnen mehr Saft und Klarheit zu geben, ist eben die Tonfarbe zuweilen mit dem Pinsel, einigemale sogar etwas abschneidend, aufgetragen.

Dieses waren zur Zeit als, wie gemeldet, die ersten Lieferungen des Gallerie-Werks von München und Schleisheim erschienen noch Unzulänglichkeiten der Kunstart und keineswegs vom Willen, der Aufmerksamkeit oder dem Vermögen des auf Stein zeichnenden Künstlers abhängig: denn sie benachtheiligen mehr und weniger alle Blätter ohne Ausnahme, selbst solche die im Uebrigen sehr lobenswürdig sind, Gestalt und Charakter der Gemälde trefflich darstellen, z. B. die mit Würfeln spielenden Betteljungen, nach Murillo; Christi Leichnam

im Schooß der Maria, nach Daniele di Volterra; St. Bruno, nach Zurbaran; Petrus und Paulus, nach Rubens; alle von Piloti gezeichnet. Sodann die Tabaksgesellschaft, nach D. Teniers; Christus am Oelberg, nach Lanfranco, und die Nachtmusik nach van der Werf, von Strixner; ferner das Brustbild eines schon bejahrten Kriegers, nach D. Velasquez, von L. F. Quaglio, und noch andere mehr, alle in den sechs ersten Lieferungen.

Hierauf begegnen uns gleich in der siebenten Lieferung: die Ansicht vom Innern der St. Sebaldus-Kirche zu Nürnberg, von Dom. Quaglio, und ein Reuter, das Pferd am Zügel haltend, nach Kuyp, gezeichnet durch Carl von Heideck; beydes Blätter, welche, jenes in Hinsicht auf die überwundenen Schwierigkeiten im Deutlichen der Architektur so wie in den kleinen niedlichen Staffagefiguren, dieses von Seite der Uebereinstimmung des Ganzen, Kraft und Klarheit in den Schatten, alle früher entstandenen Steindrücke übertreffen;

zumal mag das vom Herrn von Heideck gezeichnete Stück, wenigstens in dem vor uns liegenden sehr frischen Exemplar, auch gegenwärtig noch für eine der vorzüglichsten lithographischen Arbeiten gelten. In den von Herrn Strixner herrührenden Blättern dieser siebenten und der folgenden Lieferung wird man zuerst die von ihm erfundene Verbindung der Federzeichnung und Kreidemanier gewahr. Jetzt werden die Umrisse auch allmählig reiner und bestimmter, die malerische Wirkung scheint öfter als vorher zu gelingen. Sankt Franziskus in Betrachtung des Todes, nach Lud. Caracci von Herrn Strixner, zehente Lieferung, läßt wenig mehr zu wünschen übrig. Mangelhafte Abdrücke, oder in der Zubereitung mißrathene Steintafeln (welches schwer ist zu unterscheiden, ohne Gelegenheit mehrere Exemplare des ganzen Werks gegen einander zu halten) kommen zwar noch immer nicht selten vor, aber es vermehrt sich auch die Zahl solcher Blätter, welche, die Flecken in der gelben Ton-

farbe abgerechnet, für vollständig gelungen gelten können. Unter diese zählen wir, nach dem uns vorliegenden Exemplar, den kleinen Flötenspieler von Strixner nach G. Netscher, auch zwey arme mit Hadern bekleidete Jungen, Früchte essend, nach Murillo von Piloti, (eilfte Lieferung.) Der junge, eine Ziege melkende Hirt nebst ruhenden Schafen, nach Du Jardin von Auer gezeichnet; eine Bauern-Spielgesellschaft, nach Tilborg von L. Quaglio, und ein Paar Bauerkinder, bey einem Korb voll Früchte sitzend mit Geldzählen beschäftigt, nach Murillo von Piloti, alle drey in der vierzehnten Lieferung. In der funfzehnten die wilde Schweinshatze nach Sneyders, und in der sechszehnten Senacherib nach Rubens, beyde von Piloti; in eben dieser Lieferung noch das Brustbild einer jungen fürstlich gekleideten Dame von Strixner, so wie in der nächstfolgenden von eben demselben: Johann Dürer, nach einem Gemälde von Albrecht Dürer. Aus der achtzehn-

ten Lieferung möchte die alte Frau, welche einem ihr im Schooße liegenden Knaben den Kopf reinigt, nach Murillo, an Kraft, Deutlichkeit und malerischem Effect wohl keinem andern lithographischen Blatt nachstehen. Hr. Piloti hat dasselbe gezeichnet wie auch die in der folgenden Lieferung vorkommende liebliche Madonne nach Sasso Ferrata, welche nicht weniger gut gerathen ist. Noch giebt es mehrere der Beachtung werthe Stücke, doch unterlassen wir der Kürze wegen ihrer besonders zu gedenken. In der zwey und zwanzigsten, der drey und zwanzigsten, auch der vier und zwanzigsten Lieferung, die alle im letztverflossenen Jahre herausgekommen, wird man bedeutende Fortschritte der lithographischen Technik gewahr. Wurde vielleicht eine angemessenere Vorbereitung und Behandlung der Steintafeln ausgefunden, die Presse vortheilhafter eingerichtet, geschieht das Abdrucken mit verdoppelter Sorgfalt, oder hat, was noch wahrscheinlicher seyn dürfte, alles dieses in Vereinigung gewirkt — genug, die

vorzüglichere Beschaffenheit der in genannten drey Lieferungen enthaltenen Blätter ist auffallend, selbst weniger geübten Augen; kaum ist das Fleckige der gelben Tonfarbe noch spürbar, alles erscheint jetzt zierlicher, deutlicher ausgeführt; das Ganze gewann mehrere Uebereinstimmung, Kraft, Klarheit. Hinsichtlich eben auf Harmonie, malerischen milden Schein und Duft im Ganzen ist das von Auer gezeichnete Blatt nach W. Romeyn in der vier und zwanzigsten Lieferung ein wahres Meisterstück, und diesem ganz nahe an Verdiensten steht noch ein anders Blatt aus derselben Lieferung, ebenfalls von Auer nach Wynannts gezeichnet. So genügt auch allen billigen Kunstforderungen das Bildniß einer jungen hübschen Frau, ganze Figur nach van Dyk von Piloti gezeichnet, in der drey und zwanzigsten Lieferung; Johannes der Täufer und Maria, jener in der jetzt gedachten drey und zwanzigsten, diese in der vier und zwanzigsten Lieferung, beyde von Hrn. Strixner nach Joh. von Eyk gezeichnet,

sind in ihrer eigenthümlichen Art nicht minder löblich; es giebt einzelne Theile an beyden Figuren die von Seiten der Ausführung vollendet können genannt werden. In den gedachten drey letzten Lieferungen sind wir, was nicht unbemerkt bleiben darf, keinem einzigen fehlerhaften Abdruck begegnet und schließen also wohl mit Recht, die angezeigten Vorzüge ihrer Blätter seyen, wenn auch zum Theil vertrauterer Kenntniß der auf Stein zeichnenden Künstler mit ihrer Arbeit und erworbener mehrerer Fertigkeit in derselben zuzuschreiben, doch nicht weniger das Ergebniß vergrößerter Sorgfalt und mehr angemessener oder gar neu erfundener Verfahrungsweisen beym Abdrucken; wie denn auch Hr. Joseph Selb sich als Drucker unter jedem Blatt genannt hat, und vermöge des Titels auf den Umschlägen mehr erwähnter drey Lieferungen mit den Zeichnern gemeinschaftlich das Unternehmen des Gallerie-Werks von München und Schleisheim fortsetzt.

Gelegenen Orts ist schon hingedeutet worden auf das Werk: Nachbildungen vorzüglicher Originalgemälde in großen öffentlichen und Privatsammlungen ꝛc. Dasselbe ist aus einer andern lithographischen Anstalt zu München, nämlich der Zellerischen hervorgegangen, zwar erst im vergangenen Jahr unternommen und gleichwohl bis auf achtzehn Blätter angewachsen, deren einige, nach Maßgabe der uns unter Augen liegenden freylich sehr guten Abdrücke, den allerbesten Producten der Lithographie beygezählt werden dürfen. Ganz besonders schätzbar, sowohl in Hinsicht auf das Gefällige des Gegenstandes als zierliche fleißige Ausführung, ist die Landschaft No. VIII. nach Wynannts von Eckmann Allesson gezeichnet; kaum weniger Verdienst hat eine andere Landschaft No. IV. nach Ruisdael, ebenfalls von Eckmann Allesson gezeichnet; auch das Seestück No. XII. nach Vernet und die Aussicht auf eine baumreiche wohlbewohnte Ebene nach Lukas von Uden, jenes wieder von

Eckmann, dieses von J. Cogels gezeichnet, sind, wenn schon den vorigen nicht völlig gleich zu schätzen, doch immer wohlgerathene Blätter. Viele Kraft, Sättigung und gefälligen Effect im Ganzen muß man dem Blatt No. III. nach Adr. von Ostade zugestehen; fast gleicht es einer Arbeit in schwarzer Kunst, nur fehlen in den dunkeln Schatten die tiefsten Striche oder sind vielmehr nicht nachdrücklich genug. Einige dergleichen Striche wären auch dem übrigens verdienstlichen, das Eigenthümliche des Meisters treu darstellenden Blatt No. X. nach Lingelbach zu wünschen.

Die zu Stuttgard herauskommenden lithographischen Blätter nach Gemälden aus der Sammlung der Herren Boisserée und Bertram sind von Herrn Strixner nicht allein auf das fleißigste gezeichnet, sondern auch unter seiner besondern Aufsicht gedruckt; bis jetzt haben wir sechs zu verschiedenen herauszugebenden Lieferungen gehörige Blätter gesehen. Eines stellt die unsern Lesern schon bekannte heilige Ve-

ronica dar, wovon der Umriß im 1sten Heft des 1sten Bandes von Kunst und Alterthum zu finden, wo der Kopf der Heiligen, nach unserm Dafürhalten, zu dem Zartest-Vollendeten gehört was Lithographie irgend noch geleistet hat. Das zweyte der erwähnten Blätter, liebliches jugendlich dargestelltes Brustbild einer Heiligen, vermuthlich St. Barbara, nach M. Coxcis, ist ebenfalls von sehr zarter Ausführung. Auf dem dritten Blatt erscheint der heilige Mauritius, ganze Figur, gerüstet, Schild und Fahne haltend, nach E. Hemskerk, nicht minder fleißig behandelt, mit treulich beybehaltenem Charakter des Originalgemäldes. Nach zwey Werken alter uns unbekannter Meister stellt das vierte Blatt die Verkündigung, das fünfte die Krönung der Maria dar, beyde mit der Treue und Fleiß gezeichnet, welche Herrn Strixner eigen und nicht genug zu loben sind; in der Krönung der Maria herrscht, sowohl was die Gestalt der Figuren als den Wurf ihrer Gewänder betrifft,

eine nicht zu läugnende Würde und Großartigkeit. Das sechste Blatt enthält die Verkündigung nach einem herrlichen Gemälde des Joh. von Eyk auf das allerköstlichste mit äußerster Sorgfalt und beharrlichstem Fleiß vollendet; wir wagen nichts wenn wir behaupten, weder in der Lithographie noch im Kupferstich sey eine bessere, höher zu schätzende Nachbildung eines dem ältern Styl in der Malerey angehörigen Werks verfertigt worden.

Eine umständliche Zergliederung der Eigenschaften, Verdienste und Unvollkommenheiten jener Steindrücke aus Wien, der in Frankreich, England u. s. w. verfertigten, würde vielmehr überflüßig seyn als unsern eigentlichen Zweck fördern, weil das Nöthige über dieselben bereits beygebracht ist.

In der Absicht zu ermitteln wie sich die lithographische Kunst gegenwärtig zur Kupferstecherey verhalte, haben wir die im Vorigen nach ihren Eigenschaften geprüften besten Steindrücke guten Kupferstichen gegenüber betrachtet;

z. B. die Blätter der Herrn Strixner, Piloti und Quaglio gegen Stiche von Wille, Masson u. a. welchen die Steindrücke freylich an gefälliger Zierlichkeit, am Kräftigen, Glänzenden, auch an Klarheit und deutlicher Auseinandersetzung der Theile, nicht minder auch in Hinsicht auf die Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise zur Zeit noch beträchtlich nachstehen. Vergleichen wir ferner diejenigen Steindrücke welche am meisten Sammtartiges enthalten mit guten Blättern in schwarzer Kunst, so behalten zwar auch die letztern an Feinheit und Gleiche des Korns, an lieblicher Klarheit der Widerscheine und in der allerkräftigsten Schattentiefe den Vorzug; dennoch läßt sich nicht läugnen daß oben belobte Nachtmusik nach Van der Werf und St. Franziskus nach L. Caracci, beyde von Strixner, das Blatt nach Kuyp von C. von Heideck und besonders die von Piloti gezeichnete junge hübsche Frau nach van Dyk, in der Wirkung so ziemlich den Blättern in schwarzer

Kunst gleichen. Für landschaftliche Darstellungen mag der Steindruck sogar günstiger seyn, und es ist zu zweifeln, ob sich in schwarzer Kunst gearbeitete Landschaften finden so preiswürdig ausgeführt als jene oben belobten Blätter nach Romeyn, Wynannts und Ruisdael: denn der Steindruck vermag besser die abwechselnde Gestalt und Eigenthümlichkeit des verschiedenen Baumschlags auszudrücken; schwarzer Kunst gerathen auch leicht die schattigen Vordergründe zu gewaltsam dunkel. Wir wären geneigt für das landschaftliche Fach den Steindruck auf dem jetzt erreichten Punct seiner Ausbildung ungefähr der geätzten oder Aquatinta-Manier gleich zu achten, und vermuthlich wird er bald mehr leisten können, im Charakteristischen und Malerischen es künftig auch wohl gar der Radirnadel zuvorthun, weil seine Striche mehrere Abwechselung von Keckem und Zartem, von Leichtigkeit und Nachdruck erlauben.

Noch mag hier die Bemerkung am Platze seyn: daß einzelne Köpfe von beträchtlicher Grö-

ße sich zur Darstellung in Steindruck trefflich eignen. Das Brustbild des Kriegers nach Velasquez in der vierten, das der jungen Dame in der sechzehnten Lieferung des Gallerie-Werks von München und Schleisheim, wie auch der Kopf des Johann Dürer in der siebzehnten Lieferung desselben Werks, sind wahrhaft verdienstliche, trèue, geistreiche Nachbildungen, und wir stehen nicht an, ihnen, nach geschehener Vergleichung, den Vorzug zu geben vor den berühmten von Bartolozzi in punktirter Manier gestochenen englischen Bildnissen nach Hans Holbeins Zeichnungen.

So weit die Mittel welche uns zur Hand gewesen sind ausreichten, haben wir zu erforschen getrachtet bis auf welchen Grad von Ausbildung die Lithographie gekommen sey, auch in welchem Verhältniß dieselbe gegenwärtig zu den verschiedenen Arten der Kupferstecherey stehe; möge uns jetzt erlaubt seyn einiges beyzubringen über den weitern Fortgang dieser neuen Kunstart, nebst wohlmeynendem Rath und

Wünschen was künftig etwa zu beachten und wornach zu streben wäre.

Die Menge lithographischer Anstalten derer wir erwähnten beurkundet überall erregte Theilnahme, und diese wiederum überall wahrgenommene vielseitige Brauchbarkeit des Steindrucks. Aus den bedeutenden, verhältnißmäßig in sehr kurzer Zeit gemachten Fortschritten, welche wir an Münchner und Stuttgarder Blättern dargethan haben, erweist sich die Perfectibilität der Lithographie auf die unzweydeutigste Weise. Sehr wahrscheinlich ist es, daß auch die erfahrensten Lithographen bis jetzt des Gelingens der Steinplatten nicht immer und nicht in allen Theilen sicher sind; eben so, daß die Abdrücke nicht allemal nach Erforderniß kräftig, deutlich und fehlerfrey gerathen. Dieses aber kann durchaus kein ernstliches Bedenken gegen den Steindruck als Kunstart erregen: denn wir haben im Decurs dieser unserer Betrachtungen theils einzelne trefflich in der Ausführung und im Abdruck gelungene Blätter ange-

zeigt, theils mit besonderer Zufriedenheit bemerkt und auch gemeldet wie in den drey letzten Lieferungen des Gallerie-Werks von München und Schleisheim alle Abdrücke, also zwölf Blätter in ununterbrochner Folge, gut ausgefallen sind. Was nun im Einzelnen sowohl als in einer kleinen Folge geschehen konnte, muß bey vermehrter Sorgfalt und reiferer Erfahrung allezeit geschehen können.

Anfänglich wurde großes Wesen gemacht und von vielen tausend Abdrücken gesprochen, welche Steinplatten ohne merkliche Schwächung der darauf gezeichneten Bilder auszudauern im Stande seyen; dieses Vorgeben aber möchte wohl einer billigen Ermäßigung bedürfen. Doch wenn wir auch annehmen, eine Steinplatte gebe keine größere Zahl guter Abdrücke als eine geätzte oder geschabte Kupfertafel, so ist daraus doch keineswegs auf künftige Lässigkeit im Betrieb der Lithographie und eben so wenig auf Stocken in ihren Fortschritten zu schließen: erstlich, weil die Arbeit auf Stein

verhältnißmäßig nur geringe Mühe macht, und zweytens, weil sehr selten vom kunstliebenden Publicum die Forderung mehrerer tausend Exemplare eines einzigen Blatts geschieht. Ueberschauen wir bedächtig auf einmal alle den Steindruck betreffenden Umstände, wie derselbe emporgekommen und welche Schwierigkeiten er jetzt noch zu bekämpfen hat, so ist es keinesweges ein unwahrscheinliches hochgespanntes, vielmehr ein wohlbegründetes Hoffen: diese Kunstart werde bald zu noch größerer Ausbildung gelangen, sich künftig neben den verschiedenen Zweigen der Kupferstecher-Kunst behaupten, vielleicht gar schwarze Kunst und geätzte Manier, welche so schon anfangen außer Mode zu kommen, noch mehr verdrängen.

Eigentliche Kupferstiche oder Arbeiten mit dem Grabstichel auf Kupfer haben, Hauptblätter zumal, durch den Steindruck nicht eben viel Nachtheiliges zu befahren, weil es unmöglich scheint gerade dasjenige was Wille, Schmidt, die beyden Müller, Woolet und außer

ihnen noch mehrere vortreffliche Meister dieses Fachs leisteten, auf irgend eine andere Weise zu erreichen.

Zum Schluß fügen wir noch einige Wünsche bey, das fernere Streben und Richtung der Lithographie bezielend.

Hr. Strixner versuchte in seinen Blättern und zwar mit lohnendem Erfolg die Verbindung von schwarzer Kreiden- und Federzeichnungsmanier. — Wir müssen dieses um so mehr loben als es wünschenswerth, ja nothwendig scheint, daß man anfange in der Lithographie nach mehrerer Mannigfaltigkeit in der Behandlung zu trachten, und empfehlen die Sache daher den wackersten Künstlern des Fachs zu fernerm ernsten Nachdenken.

Sodann wünschten wir ganz vorzüglich, die Unternehmer großer lithographischer Werke, eben so auch ihres Orts die auf Stein zeichnenden Künstler möchten reiflicher, sorgfältiger als gewöhnlich zu geschehen pflegt, erwägen was auf diesem Wege sich ausführen und was

hingegen sich nicht ausführen läßt. Ist in dem nachzubildenden Werk die Erfindung schwach, ohne poetischen Gehalt, so mag man billig zweifeln, ob es verdiene durch Steindruck (und dasselbe gilt auch von Kupferstichen) weiter bekannt zu werden. Schöne Formen, gute Falten, Gruppirung und angenehme malerische Wirkung durch Licht und Schatten, sind zwar allerdings auch für sich allein schätzenswerthe Eigenschaften, doch hauptsächlich achtbar, wenn sie jenes höhere Verdienst gehaltvoller Erfindung begleiten: denn woferne sie auch in seltenen Fällen sich so herrlich, so musterhaft vorfinden sollten, um den Kenner der Kunst zu befriedigen, das Auge des Liebhabers zu erfreuen und folglich Nachbildung auf Stein oder in Kupfer zu rechtfertigen; so ist doch immer noch in Anschlag zu bringen daß im Uebertragen an diesen Vorzügen ein wesentlicher Theil eingebüßt wird. Beruhet das Anziehende eines Gemäldes vornehmlich auf heiter blühendem Colorit, markigem Pinsel, sorgfältiger

Vollendung und s. w. dann ist des Kupfer-stechers, noch mehr des Lithographen Bemühung an einem solchen Werk zuverlässig mehr als zur Hälfte verloren, indem er das Vermögen seiner Kunst mißkennend nie wahrhaft Erfreuliches zu Stande bringen wird. Wer vermöchte mit Weiß und Schwarz eine bethaute Rose von Huysum oder den Fleiß einer Landschaft von van der Heyden oder die Zartheit der Farben, die vollendete Ausführung in Bildern des Mieris oder des Gerhard Dow nachzubilden? Aber diese und andere hochachtbaren Meister, welche zu nennen weitläufig und überflüssig seyn würde, haben nicht selten ihren Bildern auch die oben erwähnten, dem Steindruck wie Kupferstich günstigen Eigenschaften ertheilt.

Mit Bedauern müssen wir hier noch bemerken, daß eben in dem Galleriewerk von München und Schleisheim, welches wir übrigens als Hauptquelle unserer Betrachtungen über den Steindruck zu schätzen wissen, die

Wahl der nachzubildenden Gemälde nicht immer mit erforderlicher Umsicht geschehen ist, und das war es besonders was uns zu gegenwärtiger näherer Auseinandersetzung und beygefügten Wünschen bewogen hat.

Nachschrift.

Vorstehende Abhandlung: über Steindrücke, gedenkt zwar des zu Hamburg in diesem Fach Geschehenen; doch konnte der Verfasser keine nähere Nachricht davon ertheilen, weil ihm als er schrieb dergleichen von dorther noch nicht zu Gesicht gekommen; seit der Zeit aber hat er mehrere gesehen und gesteht, seine, obwohl günstige Erwartung von denselben sey noch übertroffen worden.

Die Blätter von welchen wir hier Bericht zu geben gedenken sind Bildnisse, auf weiß Papier

schwarz abgedruckt, ohne Licht- oder Ton-Platte, im Ansehen so wie in der Wirkung ungefähr den ausgeführtesten englischen Kupferstichen in punktirter Manier gleichend Das Korn ist überaus zart, unverbesserlich milde, duftig das allmählige Uebergehen helldunkler Gründe zu größerer Tiefe. Sollte eingewandt werden, daß gute Drucke der besten Kupferstiche in punktirter Manier in den allerkräftigsten Stellen noch etwas gesättigter erscheinen, so erinnern wir billig zu Gunsten dieser Steindrücke: wie die tüchtigen Zeichner derselben ihre stärksten Striche sachverständig zu Rathe gehalten und das Belebte der Darstellung im geringsten nichts darüber eingebüßt, sondern vielmehr demselben eben daraus noch einiger Vortheil erwachsen.

Um aber nicht bey allgemeinen Betrachtungen zu verweilen, zeigen wir unsern Lesern die Blätter selbst an welche dergestalt erfreulich ansprechen. Vor allen wohlgerathen erscheint das Brustbild des Dr. Gotthold Sa-

lomon, Prediger am Isr. Tempel zu Hamburg, gemalt von N. Casler und gezeichnet von Bendixen. In der That kann man hinsichtlich auf den Fleiß, die Reinlichkeit der Ausführung, belebte Züge und durchgeführte Mannigfaltigkeit in charakteristischer Behandlung der verschiedenen Stoffe kaum ein Mehreres verlangen. Ebenfalls löblich, wenn auch im zart Vollendeten dem eben erwähnten Blatt nicht völlig gleich zu schätzen, sind die Bildnisse der Herren Hansen, Oberbaudirectors, und Carls von Villers, beyde gemalt und gezeichnet von F. L. Gröger, welcher auch, gemeinschaftlich mit Aldenrath, die Bildnisse Friederich Gerstäckers und des Herrn Herzogs von Holstein-Oldenburg recht geistreich gezeichnet; doch ist, nach den vorliegenden Abdrücken zu urtheilen, in beyden, wie auch in von Villers Bildniß, Rundung und Kraft nicht in solchem Grade erreicht als in dem zuerst belobten Bildniß des Dr. Salomon. Ein Gleiches gilt

von den kleineren, übrigens mit gefälligem Fleiß und Zartheit behandelten Brustbildern der beyden Grafen Stollberg nach Gröger von Aldenrath, welche Bildnisse dem kunstliebenden Publikum indessen leicht bekannter als die übrigen hier angezeigten Blätter seyn dürften, weil sie als Buchtitel vor der neuen Ausgabe der Schriften beyder Brüder Stollberge stehen und sonach sich weiter verbreitet haben.

V.

Die Vermählung der heiligen Jungfrau mit St. Joseph;

nach einem Gemälde von Rafael, gestochen von Gius. Longhi 1820. Ungefähr 30 Zoll hoch und 20 Zoll breit. Das Original ohngefähr $5\frac{1}{2}$ Fuß rheinländisch hoch und etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß breit.

Ehe wir den Lesern von diesem sehr vorzüglichen Kupferstich nähere Nachricht geben, müssen wir sie mit der Beschaffenheit des Gemäldes, welchem derselbe nachgebildet ist, bekannt machen. Gegenwärtig ziert es die Gallerie des Palasts der Wissenschaften und Künste zu Mayland, ist aber von Rafael ursprünglich für eine Kirche zu Civita di Castello Ao. 1504 gemalt worden, folglich da der Meister etwa 21 Jahr alt war. Zeuge von der ganzen Kraft

seiner Kunst kann es darum nicht seyn, wohl aber von den außerordentlichen Naturgaben welche ihm zu Theil geworden. Eine richtige Ansicht vom Talent des jungen Meisters, wie von den Verdiensten seines Werks, enthalten die vier, unter den Kupferstich gesetzten Verse:

Se di tai pregi adorno
Fu Sanzio imberbe ancora,
Mai non precorse il Giorno
Piu luminosa aurora.

Geschmack und Behandlungsweise des P. Perugino offenbaren sich noch in allen Theilen des Werks, aber auch zugleich Rafaels wachsende Kunst, der höher anstrebende Geist, das Geschick seinen Lehrer an Zierlichkeit und Zartheit zu übertreffen.

In der ganzen Erfindung des Bildes herrscht die anziehendste Naivetät, auch nicht eine Spur von Gesuchtem ist wahrzunehmen, sondern Motive, wie sie das tägliche Leben und die Sitten damaliger Zeit dem Künstler dargebo-

ten, heiter mit einem allen Eindrücken des Schönen offenen Sinne aufgefaßt, durchdrungen von zartem, alles Herbe mildernden, veredelnden Gefühl.

St. Joseph ist dargestellt der Maria eben den Trauring reichend, zwischen beyden der Priester welcher die Hände des verlobten Paares hält und einander nähert; vier schöne Jungfrauen begleiten die noch schönere und im Schmuck der höchsten sittlichen Anmuth glänzende Maria; eine fünfte zuletzt gehende Begleiterinn derselben ist schon bejahrt, und leicht möglich daß Rafael sich unter dieser die heilige Anna gedacht. Dem St. Joseph folgen ebenfalls fünf Männer, zwey blühende Jünglinge und drey bereits reif an Jahren, alle haben Stäbe, dem des heiligen Josephs sind oben Blumen entsprossen, über welches Wunder die beyden Jünglinge ihre Stäbe zerbrechen, der eine mit wehmüthigem Gefühl, der andere in raschem Unwillen, das Knie dagegen gesetzt.

Protestantischen Kunstliebhabern zeigen wir

an, daß diesem Umstand eine alte Sage zum Grunde liegt, der zu Folge sich in Jerusalem mehrere zusammenfanden, um die Maria zu freyen; da erblühte plötzlich Josephs Stab, während die Stäbe der andern Freyer dürres Holz blieben, und so wurde Kraft dieses Wunders die Jungfrau dem Joseph gegeben.

Die Handlung hat der Künstler auf den Platz vor einem runden, oder eigentlich vieleckigen, mit jonischer Säulenhalle umgebenen Tempel gestellt, den glatt mit Steinplatten belegten Mittelgrund mit mehreren Gruppen kleiner Figuren belebt. Mäßige Hügel und Berge schließen die Ferne.

Die Anordnung ist von sehr einfacher Art: die handelnden Personen in der Mitte, Zuschauende zu beyden Seiten; auch bilden sie keine abgesonderten Gruppen, sondern stehen einander gegenüber, hier eine Schaar Männer und da eine Schaar Frauen; der Priester füllt den Zwischenraum aus; die Stellungen hingegen sind so wahr als mannigfaltig, der Ausdruck

sanft und anziehend, die Zeichnung der Formen unstreitig schöner als in den Werken des P. Perugino, sogar kann man sie in hohem Grade zierlich und zart nennen. Die Proportionen dürften wohl überhaupt etwas zu schlank seyn. Auch in diesem Theile der Kunst hatte Rafael sich, als er dieses Bild verfertigte, noch nicht zur völligen Meisterschaft emporgearbeitet, er wagte noch nicht jene kräftigen großartigen Glieder und Gestalten, die in spätern Werken so würdig und herrlich erscheinen.

Die Gewänder werfen zum Theil schöne Falten, man bemerkt in denselben das Studium nach der Natur, im Allgemeinen gute Anlage, selbst ein löbliches Bestreben des Künstlers nach breiten ruhigen Massen.

Künstliche Beleuchtung, und dadurch malerische auffallende Wirkung des Ganzen zu erzielen gehörte nie unter die Hauptzwecke von Rafaels Kunst, und wenn sich Beyspiele finden, wo er gewaltigen Schatten glänzendes Licht entgegensetzte und dadurch großen Effect

hervorbrachte, so geschah solches doch immer nur der Bedeutung wegen. Indessen entbehren seine spätern Werke weder des Uebereinstimmenden im Ganzen noch des deutlich Auseinandergesetzten in den Theilen, noch der erforderlichen Haltung, welches alles in dem Mayländischen Bilde entweder vermißt wird, oder wenigstens in keinem zureichenden Maße beochachtet ist. Zwar hat jede Figur desselben, einzeln betrachtet, ziemlich richtige Beleuchtung, allein man nimmt keine Unterordnung wahr, kein das Auge anziehendes und festhaltendes Hauptlicht. Alle Figuren erscheinen ungefähr gleich kräftig, daher auch das Ganze, von dieser Seite, nur in soferne Wirkung thut als die Figuren durch gesättigte Farbe von dem hellern Grunde sich dunkel abheben.

Die Arbeit des Kupferstechers betrachtend, sind wir in der That um Ausdrücke zu seinem Lobe verlegen. Führen einige Meister in dieser Kunst den Grabstichel noch kühner

und glänzender, so übertrifft ihn doch schwerlich einer an reinlicher, zarter Ausführung. An Kraft ist er ebenfalls nicht zurück geblieben und was mehr sagen will, wir wüßten kein Kupferblatt zu nennen, worin der Geist das Eigenthümliche des nachgebildeten Originalgemäldes treuer bewahrt hätte, als dem Herrn Longhi hier gelungen ist.

Seine Art zu stechen ist ohngefähr derjenigen verwandt welcher sich R. Morghen zu den Blättern vom Abendmahl und von der Verklärung Christi bediente. Der Kopf des Priesters scheint uns ein wahres Kunst- und Meisterstück, belebter Darstellung sowohl als schönen Stichs; nächst demselben ist auch der Kopf der heiligen Jungfrau vorzüglichen Lobes werth, sodann des hinter ihr stehenden anmuthigen Mädchens, dessen Gesicht beynahe ganz von vorn gesehen wird.

Schon erinnerten wir, daß Rafaels gegenwärtig besprochenes Gemälde aus seiner frühern Zeit herrühre, also von Seiten der Hal-

tung wohl nicht durchaus befriedigen könne, darum dürfen auch an den Kupferstich keine strengen dahinzielenden Anforderungen geschehen; es ist aber billig zu bemerken, daß Herr Longhi mit feiner, obwohl versteckter Kunst, und ohne der treuen Nachahmung etwas zu vergeben, alles was störend, grell oder unangenehm hätte abstechen können, in seinem Blatt zu vermeiden und gehörig zu mäßigen gewußt hat.

Aus Ursachen, welche uns nicht bekannt geworden, hat Hr. Longhi für gut befunden die Abrundung am obern Theil von Rafaels Gemälde im Kupferstich nicht zu beobachten, sondern den Luftton bis in die Winkel auszudehnen, wodurch aber an dem obern Theil des Blattes etwas Leeres und Monotones gefühlt wird, anstatt daß im Original in und unter einem Halbzirkel, welcher bis ans Niveau der jonischen Capitäle heruntersteigt, der Tempel fürs Auge sehr befriedigend eingeschlossen ist.

Noch wollen wir beyläufig bemerken, daß unser Urtheil über die Verdienste der Arbeit des Kupferstechers an vollkommen frischen Abdrücken zu prüfen seyn möchte; wie uns denn ein ganz ausgezeichnet guter vor der Schrift unter Augen gelegen.

Wer mit dem Gange des Kunstbestrebens nicht gänzlich unbekannt ist, weiß, daß viele Liebhaber der Kunst, und Künstler sogar, Rafaels Gemälden von der sogenannten ersten Manier, das heißt seinen Jugendarbeiten, oder solchen welche dem vorerwähnten, vom Herrn Longhi gestochenen Bilde im Styl ähnlich sind, den Vorzug vor den spätern und vollkommnern Werken dieses großen Meisters einräumen; und wenn auch wir eingestehen müssen, Rafaels junge Muse ziehe auch uns besonders an, ohne uns jedoch die höhern Eigenschaften seiner spätern Kunst zu verdunkeln: so ist es wohl der Mühe werth zu untersu-

chen: woher das Reizende, Einschmeichelnde in des Meisters Erstlings-Productionen komme, und wie sich jenes allzugünstige Urtheil mancher Künstler und Liebhaber über dieselben erklären lasse.

Mit außerordentlichen Anlagen zur Kunst und einem reichen, schönen Gemüth war Rafael von der Natur begabt; in der Schule des P. Perugino hatte er sich soviel Kunstfertigkeit erworben als zur Darstellung eigner Gedanken erforderlich ist, und trat sodann, eben in den frühen schönen Lebenstagen, wenn alle Gegenstände mit Liebe aufgefaßt werden, selbst als Meister auf. Gemüth und Sinn waren ihm noch erfüllt von Perugino's zarten Gestalten mit sanften schmachtenden Zügen; aber wenn in des Lehrers Bildern immer ein gewisses wehmüthiges Sehnen waltet, so führt uns hingegen der Schüler, empfänglicher für das wahre Schöne, in eine heitere Unschuldswelt, wo ewiger Friede wohnt.

Allmählich erweiterte sich das Vermögen unsers edeln Meisters; er griff um sich in Höhe und Tiefe; seine Werke erhielten bald mehr Gedankenumfang, die Formen mehr Mannigfaltigkeit, Fülle und größern Charakter; den Ausdruck steigerte er zu mehrerem Leben und größerer Kraft. Hat gleich die Behandlung in seinen frühen Werken nichts Aengstliches, so zeugt sie doch von großer Sorgfalt. Allein auch hierin erwarb er sich bald mehrere Freyheit und unterwarf endlich die Kunst in allen ihren Theilen seinem Willen dergestalt, daß Wissenschaft und Fertigkeit ihm, wie leichte und gehorsame Werkzeuge, dienten. Unter seiner Meisterhand gestalteten sich Natur-Bilder zur sichtbaren Sprache, in welcher er uns gemalte Gedichte überliefert hat: denn dieser Name glauben wir komme den meisten seiner spätern Werke mit Recht zu. Will man alles Vorstehende gedrängt zusammenfassen, so läßt sich sagen: Rafaels Gemälde aus der frühern Zeit sind im hohen

Grad anziehend, Ausflüsse einer schönen Seele, Verkünder ungemeiner, ja in ihrer Art einziger Talente; seine spätern Werke sind wohl überhaupt nicht mehr so lieblich, hold und sanft, aber dafür kräftiger und männlicher empfunden, tiefer, umfassender gedacht, gedichtet, mit weit vollkommenerer Kunst, mit größerer Meisterschaft ausgeführt.

Die Verschiedenheit der Meynungen über die Frage: Ob Rafaels frühern oder spätern Werken höherer Werth beyzulegen? kann in Folge des Vorhergehenden aus keiner andern Ursache herrühren als aus dem verschiedenen Anschauungsvermögen, aus mehrerer und minderer Geistesthätigkeit der Beschauer und Beurtheiler solcher Gemälde. Den Fall gesetzt, es befänden sich in einer Sammlung Werke von Rafaels erster Manier, Arbeiten aus der Zeit seiner Jugend, etwa wie das gegenwärtig zu Mayland befindliche Gemälde und andere demselben ähnliche, zugleich aber auch später verfertigte, mit des Meisters ganzer Kunstgewalt,

etwa wie die Madonna zu Dresden oder die von Foligno; so wird ein bloß passiver Beschauer ohne allen Zweifel seine Neigung jenen frühern Werken zuwenden, indem das innwohnend Gemüthliche zum Gemüthe spricht, das Stille, Bescheidene, Unschuldige und Zarte ihm ein wonnigliches Gefühl erregt.

Wer hingegen schauend zur selbsteigenen Geistesthätigkeit gelangt und über Gegenstände der Kunst mit reifgewordenen Kenntnissen zu urtheilen vermag, wird zwar von den Werken erster Manier auch angezogen werden, er wird solche hochachten, theils weil sie erfreulich und wirklicher Verdienste wegen sehr ehrenwerth sind, theils weil sie des Meisters künftige Größe verkünden; nach besonnener ruhiger Prüfung jedoch wird er zuverlässig den später verfertigten Bildern den Vorrang zugestehen, in ihnen höhern Geistesflug wahrnehmen, gereifteres Denken, edlern Styl in Formen und Falten, kräftigern Ausdruck und gereinigtern Geschmack; bey wie-

derholter Betrachtung werden sich immer neue Schönheiten, neue geistreiche Beziehungen entfalten, neuer Anlaß zu größerer Bewunderung sich ergeben. Und nun sey noch einmal an das oben schon Ausgesprochene erinnert: daß der passive Beschauer, der Dilettant, von der Anmuth in Rafaels frühen Arbeiten mehr angezogen wird, und geneigt ist sie höher zu achten als die Werke der spätern Zeit; daß aber diesen der ernster Forschende, tiefer in das Wesen der Kunst Eindringende, mit vollem Recht den Vorzug zugesteht.

VI.

Beschreibung eines Gemäldes von Herrn J. van Bree zu Antwerpen.

Christoph Plantin legt im 16ten Jahrhundert eine bedeutende Druckerey in Antwerpen an, wo er nicht allein griechische und lateinische Autoren herausgiebt, sondern auch orientalische Werke drucken läßt. Wichtige Aufträge für Spanien setzen ihn zwar in große Thätigkeit, zuletzt aber doch in große Verlegenheiten, so daß er bey seinem 1589 erfolgten Tode die Anstalt, von Zeitgenossen das achte Wunder der Welt genannt, in sehr bedenklichen Zuständen hinterläßt.

Sein Schwiegersohn, Johann Moretus, weiß demohngeachtet das Geschäft fortzusetzen,

wozu ihm seine genaue Verbindung mit Justus Lipsius großen Vorschub thut.

Dieser, 1547 geboren, arbeitet im Jahre 1600, in einem Zimmer neben der Druckerey, als typographischer und philologischer Gehülfe.

Rubens in seinem drey und zwanzigsten Jahre war eben im Begriff, mit bedeutenden Empfehlungen des Erzherzogs Albert, nach Mantua zu gehen, und Moretus wünscht das Bildniß des literarischen Freundes von dem jungen Künstler zum Abschied gearbeitet zu sehen. Hier offenbart sich nun der Gegenstand unseres Bildes: die verheyratete Moretus, geb. Plantin, führt dem von seinem Schreibtische sich umwendenden Gelehrten den jungen Künstler zu; Moretus steht hinter Lipsius und scheint ihn ebenfalls auf den herantretenden Rubens aufmerksam zu machen. Das Zimmer ist treu nach der Natur dargestellt, eben dasselbe wo die Begebenheit sich wirklich zugetragen, und in seinem damaligen

Zustande bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten worden. Ueber einer Thüre der Hinterwand dieses Zimmers, zur Linken des Beschauers, ist das gemalte Brustbild Plantins aufgestellt, und durch die Thüröffnung sieht man in die Druckerey, wo an mehreren Pressen Buchdrucker beschäftigt sind; an einem großen an der Wand stehenden Bücherschrank erscheint, als ein aus Holz geschnitzter Zierat, das bekannte Zeichen der Plantinischen Offizin, die Hand einen geöffneten Zirkel haltend.

Die phantastische Verehrung des Lipsius gegen die Mutter Gottes andeutend, sehen wir, über dem Schreibtische desselben, am Pfeiler ihr Schnitzbild angebracht, und unter demselben am Armleuchter, an einem Bändchen hängend, die Schreibfeder welche Lipsius ihr geweihet, und die man noch in unsern Zeiten im Schatze zu Loretto vorwies.

Die Stellungen welche der Künstler seinen vier Hauptfiguren gegeben, sind der Handlung

gemäß, sie bilden zwey wohlangeordnete Gruppen; die Zeichnung überhaupt ist von verdienstlicher Art, zumal finden wir solche an Köpfen und Händen sorgfältig; nach strengeren Kunstforderungen wäre indessen den Proportionen der Figuren etwas mehr Abwechselung zu wünschen, so dürften auch die Arme der Frau etwas kurz, der untere Theil der Figur hingegen zu lang gerathen seyn. Die Gewänder, in welchen das Kostum der Zeit richtig beobachtet ist, haben im Ganzen eine gute Anlage, besonders schlägt der mit Pelz verbrämte Ueberwurf des Lipsius zierliche Falten; das weiße Atlasgewand der Frau bricht in einfache großartige Faltenpartien.

Im Colorit und in der Behandlung hat Hr. van Bree Meisterschaft bewiesen, wir nehmen mit Vergnügen einen männlichen freyen Pinsel und die blühenden heitern Tinten des Rubens und Vandyk wahr; der Kopf der Frau, von der allerzartesten Carnation, fast möchte man sagen Lilienweiße, im Licht und im

Schatten vortrefflich, so wahr als kühn vom Widerscheine des Spitzenkragens und dem weißen Atlasgewand erhellt, wird vor allen Richterstühlen der Kunst dem Meister zur Ehre gereichen; und an dem vorhin schon mit Lob erwähnten Atlasgewand der Frau beurkundet er das Studium nach den Werken des Terburg und Netscher zum besten. Doch ist seine Behandlung, obgleich überhaupt reinlich und zierlich, etwas weniger fleißig und vollendet.

Gute Beleuchtung und mit Einsicht vertheilte Farben, wo alle sehr hohen, schimmernden in den Gewändern vermieden sind, um die Fleischtinten nicht zu benachtheiligen, bringen eine erfreuliche heitere Wirkung des Ganzen hervor, so daß Herr van Bree auch in Hinsicht auf diese beyden Kunsteigenschaften treulich die Spur verfolgt welche die großen Meister seiner Schule vorgezeichnet. Sein Werk, wir wollen es offen gestehen, hat uns zwar wohl der vielen wirklichen Kunst-

verdienste wegen erfreulich angesprochen, doch nicht weniger auch darum, weil es uns über die unselige Verirrung, in welche die Malerey in Deutschland neuerlich gerathen, einigermaßen tröstet und zeigt, daß rechte Art und Regel bey den Niederländern noch lebendig geübt wird und sie verständig das von edlen Vorfahren überkommene Gute zu pflegen wissen.

Weimarische Pinakothek.

Erstes Heft.

Jhro Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen Weimar-Eisenach haben dem Unternehmer des von Höchstdenenselben gegründeten und begünstigten lithographischen Instituts zu Weimar Heinrich Müller die Erlaubniß ertheilt: die in Jhro Bibliotheken, Sammlungen und Museen befindlichen Merkwürdigkeiten an Kupferstichen, Zeichnungen, Alterthümern und andern bisher noch nicht gekannten Seltenheiten, nach und nach Heftweise herauszugeben.

Schon durch eine vorjährige Anzeige hat man die Aufmerksamkeit des Publicums und dessen Theilnahme zu erregen gesucht, man

kündigte den ersten Heft an, welcher gegenwärtig erscheint, vier Blätter enthaltend.

Die Weimarischen Kunstfreunde geben, der Zusage gemäß, über diese Bilder die nöthige Auskunft.

I.

Der Luftwandelnde Sokrates nach Aristophanes, von Carstens.

Asmus Jacob Carstens, geboren 1754 zu St. Gürgen, einem Dorfe nahe bey Schleswig, erregte bald nach seiner Ankunft in Rom, in dem Jahre 1792, die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde: es fanden sich unter den jungen studirenden Künstlern Verehrer und Nachfolger; hingegen ebenfalls, unter solchen die schon länger in Rom gelebt, nicht wenig Anfechter seines Verdienstes und seiner Meynungen.

Er besaß, bey vorzüglichem Talent, großen Ernst und unermüdet rege Lust zum Studium, man dürfte wohl aussprechen: Carstens war der denkendste, strebendste von allen welche zu seiner Zeit in Rom der Kunst oblagen. Ein offenes Wesen, treuherzige Anspruchlosigkeit machten ihn liebenswürdig; das Aeußere war ausnehmend schlicht, ja fast zu nachlässig.

Auch er schätzte die Werke der ältern Florentiner, die vor dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts gelebt haben, erfreute sich, nach seinem Ausdruck, an ihrer Ehrlichkeit, nahm dieselben aber niemals zum Muster. Anfangs zog ihn Michel Angelo's Kraft und Großheit vor allen andern kräftig an, doch bemerkt man daß, nach einem allmählichen Uebergang, endlich Rafael ausschließlich sein Vorbild geworden.

Der Ernst seiner Natur, seines Bestrebens, verlangte pathetische, ernste Gegenstände; aber er suchte sehr oft nach gefälligen,

nach neuen, oder doch selten bearbeiteten, und hat wohl manchmal Undarstellbares unternommen, auch sich oft an Gegenständen versucht, deren Behandlung eine muntere Laune erfordert hätte, und daher von Seiten des Leichten und Scherzhaften zu wünschen übrig gelassen. (Winkelmann und sein Jahrhundert, von Göthe und W. K. F. 325.)

In dem letzteren Sinne ist das vorgelegte Bild merkwürdig: eine Parodie im hohen Styl kann man es nennen, eine Verhöhnung ohne Carricatur; es drückt seine Kunst und Geistesart in diesem Fache vollkommen aus.

Aristophanes Wolken gaben Gelegenheit zu dem Bilde. Dieser Schalk, der einen über das Gemeine sich erhebenden Naturphilosophen, unter der Maske des Sokrates, zum Besten haben und der Menge als lächerlich vorspiegeln wollte, ließ ihn, durch ein Theater-Flugwerk, im Korbe erscheinen, als luftwandelnd und die Sonne umsinnend.

Die Stellungen seiner Schüler werden einem eintretenden Landmann, der seinen Sohn dem Sokrates in die Schule geben will, gar seltsam ausgelegt, und wir erfahren, durch eine indirecte Beschreibung, wie es in diesem Hörsaal ausgesehen. In welchem Sinne Carstens den Text gefaßt, wird der Kunstfreund, bey Vergleichung, mit Vergnügen wahrnehmen, indem er sich unmittelbar an die Stelle des Strepsiades versetzt sieht.

Die Originalzeichnung hat gerade dieselbe Größe wie die vorliegende Abbildung in Steindruck, und ist mit Rothstein fleißig ausgeführt. Die Köpfe sind geistreich, im Ausdruck abwechselnd, und von geeignetem Charakter; die Gewänder von gutem Faltenschlag, auch fehlt es denselben nicht an breiten, ruhigen Massen. Wenn bey genauer, jedes Einzelne prüfender Durchsicht des Werks einige Verstöße gegen die Richtigkeit in der Zeichnung bemerkt werden, so kann solches einem gezeichneten Blatt, welches, obwohl reinlich

ausgeführt, doch immer nur als Entwurf zu betrachten ist, keineswegs zum wesentlichen Vorwurf gereichen; hätte der Meister seine Erfindung im Großen auszuführen Gelegenheit gefunden, so würde er ohne Zweifel alsdann auf jede Figur jenes ernste Studium verwendet, und getrachtet haben, auch von dieser Seite billigen Forderungen zu genügen.

II.

Studium von Leonard da Vinci.

Wie groß die Schwierigkeit sey, wenn der bildende Künstler vom natürlich Wahren zum historisch Charakteristischen überzugehen gedenkt, ist keinem Kunstfreunde verborgen. In der Wirklichkeit erscheinen uns nur Individuen, die, sie mögen sich irgend einem geforderten ideellen Charakter noch so sehr annähern, doch immer das Portraitartige nicht verläugnen und

mit einer mehr oder weniger ideellen Composition sich nicht leicht verbinden.

Leonard da Vinci, der, bey einer großen Ausführung welche er seinen Bildern zu geben gedachte, sich durchaus am Wahren und also auch am Wirklichen festhalten mußte, fühlte sich in der Nothwendigkeit überall auf Charakterzüge zu merken, um sie unter seine einmal festgestellten historischen Personalitäten zu vertheilen. Wie sehr ihm solches geglückt, das beweist sein Abendmahl, dessen Reste uns noch im höchsten Grade ehrwürdig erscheinen. (Kunst u. Alterthum I. 3. 113.)

Ueberlieferung sagt uns, daß, so sehr ihm auch dieß bey den getreuen Aposteln gelungen, er doch weder das böse Princip, den Judas, noch den heiligen Meister jemals zu vollenden sich getraute.

Kenner behaupten jedoch, Leonard habe den Kopf des Heilandes in Castellazzo selbst gemalt, und innerhalb einer fremden Arbeit dasjenige gewagt, was er bey seinem eignen

Hauptbilde nicht unternehmen wollen. Von der uns vorliegenden Durchzeichnung dürfen wir sagen, daß sie dem Begriff entspricht, den man sich von einem edlen Manne bildet, dem ein schmerzliches Seelenleiden die Brust beschwert, wovon er sich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern suchte, wodurch er aber die Sache nur schlimmer gemacht.

Wie sich aber der außerordentliche Künstler zur eignen Schöpfung selbst des Höchsten und Unerreichbaren vorzubereiten gesucht, davon giebt uns der hier beygelegte Kopf wenigstens Andeutung. Auf der Ambrosianischen Bibliothek nämlich wird eine von Leonard unwidersprechlich verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blaulichem Papier, mit wenig Weiß und farbiger Kreide. Von dieser hat der Ritter Bossi das genaueste Facsimile verfertigt, welches gleichfalls vor unsern Augen liegt: Ein edles Jünglingsangesicht nach der Natur gezeichnet, offenbar, in Rücksicht des Christuskopfes, zum Abendmahl; reine, regelmäßige Züge, das

schlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite gesenkt, die Augen niedergeschlagen, der Mund halb geöffnet, und die ganze Bildung durch einen leisen Zug des Kummers in die herrlichste Harmonie gebracht. Hier ist freylich nur der Mensch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne diese Züge auszulöschen, Erhabenheit, Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, ist eine Aufgabe, die auch selbst dem geistreichsten irdischen Pinsel schwer zu lösen seyn möchte. In dieser Jünglingsphysiognomie, welche zwischen Christus und Johannes schwebt, sehen wir wenigstens einen Versuch sich an der Natur festzuhalten, da wo vom Ueberirdischen die Rede ist.

Wie es mit Leonardo's Entwurf beschaffen und wo das Original desselben sich befindet, ist den Freunden der Kunst aus dem Vorigen klar geworden. Die mit größter Aufmerksamkeit vom Ritter Bossi verfertigte Nachbildung läßt die Lage, wohl möchte man sagen, die

Gemüthsstimmung bemerken, in der sich da Vinci befunden, als er dieses Studium zum Christuskopf zeichnete. Die Ausführung ist leicht, gewischt; die Umrisse weniger bestimmt als der Meister sonst zu zeichnen pflegte; wohl wird wahrgenommen, daß er wirkliche Natur nachbildete, aber ein Höheres schwebt vor seiner Seele, welches zu erzielen, zu fassen, darzustellen er, tastend gleichsam, mit unsicherer Hand bemüht ist, und in dieser Hinsicht halten wir die Zeichnung für eine der allermerkwürdigsten.

III.

Caspar de Crayer's Bildniß.

von Anton van Dyck.

Caspar de Crayer, ein Maler von Antwerpen, lernte bey Raphael Coxcie, den er schon übertraf eh' er ihn verließ. Man rechnet ihn unter die besten Maler in Flan-

dern, und ob er gleich weniger Feuer besaß als Rubens, so ist seine Zeichnung hingegen weit regelmäßiger, seine Compositionen sind vernünftig und bestehen aus wenigen Figuren, denen er sehr natürliche Stellungen zu geben weiß und sie künstlich zusammensetzt. In Anwendung der Farben ist er vortrefflich. (Füeßli Künstlerlexicon.)

Er war ungefähr 15 Jahr älter als van Dyck, der zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren wurde und sich sehr bald als talentvoller Künstler hervorthat. Nun sagt die Ueberlieferung: der junge Maler sey zu dem ältern unerkannt gekommen und habe sich ihm als Kunstgenossen dargestellt. Crayer, um den Fremdling zu prüfen, reicht ihm Pinsel und Palette und sitzt ihm. Nach vollbrachter Arbeit ruft der erfahrne Mann aus: Ihr seyd van Dyck! daran ist kein Zweifel.

Unbezweifelt wenigstens ist es, daß dieses Bild von van Dyck's eigner Hand sey, und völlig in dem Sinne wie talentvolle Maler,

Farb in Farb, unmittelbar für den Kupferstecher gearbeitet haben. Es könnte vielleicht in die Sammlung von Portraiten, wovon er selbst die Kupferplatten mit bearbeitet, aufgenommen worden seyn. Von dem Original läßt sich sagen: dasselbe sey mit ungemeinem Geist und leichtem gewandtem Pinsel behandelt. Van Dyck's eigenthümlicher Geschmack und Styl äußert sich vornehmlich in dem belebten Gesicht, in den Formen der linken, hochgehaltenen, Töne greifenden Hand. Es ist, wie mehrere andere Werke dieser Art, von van Dyck auf Papier gemalt, in einem bräunlichen Tone.

IV.

Seiten-Ansicht des Capitols.

Vor mehr als vierzig Jahren beschäftigte sich ein Kunstfreund in Rom auf einsamen Spaziergängen mit Betrachtung von Gebäuden, Ruinen, Gärten, Plätzen und Räumen

aller Art, auf eine eigene Weise, indem er die Gegenstände, deren vortheilhafteste Ansichten man hundertfältig dargestellt, von einer besondern ungewöhnlichen Seite zu nehmen suchte. So gelang ihm das Capitol mit seinen Umgebungen zu fassen wie es uns nicht leicht zu Gesicht kommt.

Zu wünschen wäre, daß ein Kunstfreund der dieses Blatt beschaut, die Hauptansicht des Capitols mit zur Hand nähme, es würde deutlicher werden, daß der beschattete schmale Theil eines Prachtgebäudes rechter Hand der Palast der Conservatoren sey, daß, wenn man um die Ecke hinum ginge, die Statue Mark Aurels, der senatorische Palast sogleich in die Augen fallen würde. Diese Gegenstände sind hier verdeckt und wir sehen nur das Ende des rechten Flügels über dem Hofe beleuchtet; dieß ist das Museumsgebäude, wo plastische Bilder aller Art aufgestellt sind.

Das Geländer das den Platz vorn einschließt, zeigt sich uns in fliehender Perspective,

geschmückt zu beyden Seiten mit Meilen-Säulen, Trophäen, und in der Mitte mit Castor und Pollux und ihren Pferden. Hier steigt nun die Treppe hinunter, die wir noch im modernen architektonischen Anstand erblicken.

Als Gegensatz schauen wir nun eine einfache steile hohe Marmortreppe, oben eine Kirche mit der einfachsten Vorderseite aus den ältesten Zeiten, es ist Aracoeli, und wenn wir uns mit Vergleichung des alten und neuen Capitols auch hier nicht befassen können, so darf uns doch die Bemerkung nicht entgehen, auf wie ungleichem Boden die Tempel dieser Localitäten ehemals mögen gestanden haben. Läßt man nun den Blick zu den Füßen dieses ehrwürdigen Gebäudes herunter gleiten, so sieht man den vollkommensten Gegensatz, Schutt- und Kehricht-Haufen, schlechte verfallene übelbewohnte Häuser; welches Zusammentreffen, den alten, mittlern und neuen Zustand dieser Welt-Hauptstadt andeutend, sich recht charakteristisch erweist.

Als der Freund seine Skizze Abends in die Perspectivstunde zu Meister Verschaffelt gebracht, billigte dieser den Versuch nicht allein, sondern begab sich gleich des andern Morgens an Ort und Stelle, um das Blatt kunstmäßig anzulegen und auszuführen, und verehrte es dem Entdecker dieser Ansicht.

Lange blieb es unter andern in der Mappe verborgen, bis endlich in Rossini's Raccolta, Rom 1818. (Kunst und Alterthum II. 2. 9.) dieselbe Ansicht erschien und man sich freuen mußte, daß dieser Punkt, nach so langen Jahren, einem braven Architekten und Zeichner gleichfalls merkwürdig gewesen. Kunstfreunde werden in Vergleichung beyder Darstellungen desselben Gegenstandes sich angenehm beschäftigen.

So viel von dem Verdienst der Originale. Den jungen, nachbildenden Künstlern darf man das Zeugniß sorgfältiger Behandlung ertheilen

und ihrem Bemühen um so mehr eine günstige Aufnahme versprechen, als sie nicht ermangeln werden jenen hohen, in diesem Fache jetzt glänzenden Vorbildern, sowohl im Artistischen als Technischen, eifrig nachzustreben.

Königliches Museum zu Berlin.

Die Einrichtung des in Berlin anzulegenden Museums oder die zweckmäßige Anordnung vorhandener antiken Denkmale, Gemälde und Gypsabgüsse in dem zur Aufnahme derselben bestimmten Gebäude, ist eine Aufgabe welche zwar leicht scheint, bey näherer Betrachtung aber manche Schwierigkeiten zeigt. Vornehmlich bezielt dieses Museum das Vereinigen und Erhalten edler Kunstwerke, die Befriedigung der Kunstverständigen, Unterricht und höhere Ausbildung der Künstler; dann soll es aber auch von der jetzigen Zeit Zeugniß geben, ein Denkmal seyn in künftigen Tagen: welches Schutzes, welches Wohlwollens die Künste unter der gegenwärtigen Regierung sich erfreuen.

Der Besitz an antiken Monumenten verschiedener Art und Größe, an Gemälden der vornehmsten Schulen und ihrer ausgezeichneten Meister, in den königlichen Lustschlössern bey Potsdam und zu Charlottenburg, desgleichen im königlichen Schloß zu Berlin, ist überaus groß; dazu kommen ferner noch die Gemälde der ehemals Giustinianischen Gallerie und andere vor kurzem erstandene.

Auch die zahlreiche Sammlung von Gypsabgüssen hat unschätzbaren Kunstwerth und erwartet gleich allem Uebrigen eine wohlgeordnete Aufstellung.

Ganz besonders nöthig finden wir die vorläufige Erinnerung, daß wenn es rathsam scheinet, aus den vorhandenen antiken Denkmalen alle in Hinsicht auf Kunstverdienst oder als merkwürdige Darstellungen sich auszeichnende Stücke zu sammeln und im neuen Museum aufzustellen, man im Gegentheil sich vor ungemäßigtem An- und Zusammenhäufen der Gemälde sorgfältig hüten soll. Nichts könnte

zweckwidriger seyn: denn für das Studium der Kunst würde kein Vortheil erworben; auch vermöchte des erforderlichen Raumes wegen das Museum die ganze vorhandene Menge verdienstlicher Gemälde noch neben den antiken Denkmalen unmöglich aufzunehmen; fänden sich indessen doch Mittel den benöthigten Raum zu verschaffen, so würden theils die königlichen Schlösser durch Ableerung ihrer Wände des anständigsten Schmuckes beraubt, theils ohne Noth ein Aufwand für Ausbesserung, neue Tapeten und andern alsdann erforderlich werdenden Zierat verursacht, dessen Gesammtsumm sich vorläufig kaum berechnen läßt.

Bedauern würden wir vornehmlich das Zerstören der Gemälde-Gallerie zu Sanssouci: wenige Gallerien thun durch wohl in die Augen fallende Anordnung der Gemälde, wie auch durch edle Pracht der Architektur, eine so angenehm überraschende Wirkung auf den eintretenden Beschauer; und woferne das neu einzurichtende Museum nach den Vorschlägen

welche wir in der gegenwärtigen Schrift zu thun gedenken, einige der besten Gemälde aus dieser Gallerie nöthig hat, muß man trachten an die Stelle derselben sofort wieder andere von gutem Kunstgehalt und passender Größe zu hängen, damit das Ganze erhalten bleibe.

Ein ähnliches Verfahren wünschten wir auch mit dem sogenannten Marmorpalais beobachtet; die in demselben jetzt befindlichen Antiken sind für das neue Museum zwar unentbehrlich, damit aber jenes zierliche Gebäude nicht ausgeraubt scheine, könnte man Gypsabgüsse an die Stelle der Marmorbilder setzen.

Noch sind mehrere Gründe übrig, vermöge welcher ein plünderndes Zusammenraffen der Kunstwerke vernünftiger Weise nicht anzurathen ist; wir können uns aber der Mühe füglich überheben dieselben beyzubringen, indem die bereits angeführten das Unstatthafte eines solchen Verfahrens schon mehr als hinreichend darthun.

Als festgesetzt oder festzusetzend betrachten

wir sonach: daß alle vorhandenen antiken Bildwerke von Verdienst dem Museum ein- verleibt; aus der ganzen Menge Gemälde hin- gegen nur eine vorläufig noch nicht zu be- stimmende Anzahl der besten, in Beziehung auf praktischen Unterricht wie zur Erweiterung der theoretischen und kunstgeschichtlicher Kennt- nisse nützlich erachteten Stücke gewählt und in gedachtes Museum versetzt werden sollen. Marmore sowohl als Gemälde brauchen, da- mit man alles Gewaltsame und Störende, so- viel möglich, vermeide, keineswegs auf ein- mal, sondern nur wie allmählich fortschreiten- des Aufstellen im neuen Local es nöthig macht, von ihren gegenwärtigen Stellen genommen zu werden; jene mag man überall, wo sie jetzt eine bedeutende, wohlangebrachte Zierde sind, oben angedeutetermaßen durch Gyps- abgüsse ersetzen; an die Stelle der Gemälde aber, wenn durch ihr Wegnehmen unange- nehme Lücken entstehen, andere aufhängen,

wozu sich ganz gewiß hinreichender, ja mehr als hinreichender Vorrath findet.

Erscheinen diese, auf das Allgemeine Bezug habenden Betrachtungen und Vorschläge nicht ungegründet, so ist ferner zu beschließen, welche Anordnung der Kunstwerke im Ganzen bey dem neuen Museum statt haben soll. Anfänglich zwar wird man sich manche Abweichung erlauben müssen, doch ist es nöthig den festgesetzten Plan immer im Auge zu haben, um alles endlich folgerecht in ein erfreuliches Ganze zu gestalten. Hinsichtlich auf die antiken Denkmale dürfte zwar damit nichts verdorben seyn, wenn allenfalls beliebt werden sollte sie dergestalt aufzustellen, daß der Beschauer erstlich den ägyptischen Werken begegnete, hierauf den vermuthet griechischen und endlich denen aus Zeiten der Römerherrschaft. Wir jedoch finden es besser, die wirklich ägyptischen Denkmale von den übrigen abgesondert aufzustellen, weil die Verwandtschaft altägyptischer Kunst mit altgriechischer und Ab-

leitung dieser von jener, soviel gelehrte Mühe auch schon darüber verschwendet worden, doch immer nur eine Hypothese bleiben, nie aber aus den Monumenten selbst augenscheinlich darzuthun seyn wird. — Die Antiken vom griechischen Kunstgeschmack wären, unserer Meynung nach, am zweckmäßigsten in zwey Hauptclassen abzutheilen, nämlich in Ideale, und solche die als Bildnisse betrachtet werden können. Ferner ist Gleichartiges an Kunstverdienst und Größe schicklich zusammen zu ordnen, damit nicht ein colossales Werk kleine zu Nachbarn erhalte, und ausgezeichnet vortreffliche Arbeit nebenstehende von minderm Werth überglänzend ganz unscheinbar mache.

Die im neuen Museum aufzustellenden Gemälde müßten, obengeschehenem Erinnern zufolge, bloß eine Sammlung mit Sorgfalt in den königl. Schlössern und Gallerien ausgewählter Meisterstücke seyn: eigentlich das Allerbeste was der gesammte vorhandene Gemälde-Schatz enthält. Die mehrere oder

mindere Zahl der Stücke wird von dem Raume bedingt, welchen man im Gebäude des Museums der Gemälde-Gallerie widmen kann. Große Menge ist keineswegs nöthig und fördert die Sache nicht; indessen dürften sich erforderlichen Falls doch immer einige Hundert wahrhaft gute, ja vortreffliche Bilder zusammenfinden. Ihre Aufstellung und die dabey zu beobachtende Art der Anordnung ist ganz allein von dem Umstand abhängig, ob die Sammlung des Mr. Solly noch hinzukommt. In Vereinigung mit dieser wäre die Anordnungsweise nach kunstgeschichtlicher Folge möglich und gewiß die vorzüglichste; kommt gedachte Sammlung aber nicht hinzu, so bleibt kein anderer Rath, als das Ganze nach den verschiedenen Malerschulen abzutheilen und aufzustellen, wie solches in anderen Gallerien ebenfalls geschehen.

Nach diesen Erörterungen, von welchen wir geglaubt haben sie voraus zu schicken sey wohlgethan, kommen wir nun den mit

dieser Schrift beabsichtigten Vorschlägen: wie die Aufstellung der Kunstwerke eigentlich anzugehen sey, näher; gedenken aber zuvor noch mit wenigem des zum Museum bestimmten Gebäudes.

Seine Lage ist auf das beste gewählt, der Umfang bedeutend und gestattet nach der Tiefe hin erforderlichen Falls noch mehr Erweiterung. Die äußere Architektur ist von einem ernsten soliden Charakter und nicht zu tadeln, man müßte denn sehr hoch gestellte Anforderungen machen; allein gegen die innere Eintheilung des Raumes, die Anlage der Fenster u. s. w. haben wir verschiedenes und wie uns schien gegründetes einwenden hören. Doch wo findet sich ein Gebäude, zumal von dieser Art, welches den Forderungen die man machen kann, vollkommen entspricht? Mit einiger Gewandtheit im Aufstellen der Kunstwerke läßt sich manchem anscheinend widrigen Umstand glücklich begeg-

nen, und wenn man eingestehen muß, daß die Fenster nach der Hofseite des Gebäudes hin höher als sie sollten angebracht sind, so kann und darf die mit Einrichtung des Museums Beauftragten nichts hindern, diese Fenster bis auf eine angemessene Tiefe ausschneiden zu lassen. Die Nothwendigkeit mag den geringen dadurch entstehenden architektonischen Uebelstand füglich entschuldigen.

Da uns kein Plan vom ganzen Gebäude zur Hand ist, so können wir auch nicht angeben, wozu der eine oder andere Saal sich am besten eignen würde; ganz klar aber sind wir uns der Hauptsache bewußt, nämlich, daß es den Umständen gemäß, ja daß es nöthig und nützlich sey, ohne weiteres langes Bedenken sich dem vorhandenen Raume anzubequemen und unverzüglich die Aufstellung der Kunstwerke, nicht etwa bloß vorzubereiten, sondern zu unternehmen.

In diesem Sinne also schlagen wir möglichst baldige Einrichtung dreyer Zimmer vor: das erste derselben enthielte geschnittene Steine, kleine Bronzen, Münzen und dergleichen; das andere die köstlichsten aus den vorhandenen größern Antiken; das dritte die vortrefflichsten Gemälde.

Entschieden vortheilhaft scheint es uns sogleich mit dem besten Kunstbesitz hervorzutreten, oder doch wenigstens von dem besten mitzutheilen, um bey dem kunstliebenden schauenden Publikum eine gute Meynung zu erwecken vom Gehalt der Sammlung, welche nun allmählich soll aufgestellt werden. Wo fände sich auch irgend ein Grund für anderes Verfahren, da gerade die meisten ganz vortrefflichen Stücke völlig in Bereitschaft sind, minder vortreffliche hingegen erst noch mit Zeitaufwand in gehörigen Stand müßten gesetzt werden? Doch der verderblichste Rathschlag würde seyn, theils die Gemälde-Samm-

lung des Museums mehr als nöthig ist zahlreich zu machen; theils alles überhaupt sorgfältig vorbereitet und in systematische Ordnung gebracht auf einmal als ein Ganzes zu zeigen. Dieses Verfahren heischte mehrere, wohl mögen wir sagen viele Jahre Zeit. Ein so großes, mühevolles Geschäft als das Anordnen und Aufstellen der sämmtlichen für das Museum bestimmten Kunstwerke an sich ist, muß vor Augen erwachsen und werden, sonst verliert es allen Reiz, erscheint endlos, unabsehbar, und wird eben darum lässiger betrieben.

Wir nehmen uns die Freyheit über einen so wichtigen Punkt unsere Meynung ohne Rückhalt dahin zu äußern: daß jenes wohl der sicherste Weg seyn dürfte dem ganzen Vorhaben den empfindlichsten Schaden zuzufügen, ja dasselbe völlig zu hindern, und zwar aus der Ursache, weil die hohen und höchsten Gewalten, unter deren wohlwollender Theilnahme die Einrichtung des Museums allein zu Stande

kommen kann, anstatt der Zufriedenheit welche fröhlich gedeyhende Unternehmungen zu erregen pflegen, bloß den Verdruß, die Folge des Stockens und unziemlichen Zauderns, empfinden müßten.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Erklärung und Bitte.

Seit mehreren Jahren bin ich so glücklich des schönen Vertrauens meiner lieben Landsleute zu genießen; ich erhalte daher öftere Sendungen und Anfragen von wohldenkenden, talentreichen, strebenden, jüngeren und älteren Personen. So wie es nur möglich war, habe ich darauf erwiedert; nun aber vermehrt sich dieses Wohlwollen, indeß die Kräfte sich vermindern und Einzelnen zu antworten ganz unmöglich wird. Weil aber diese Sendungen und Fragen meistens von schöner Bedeutung sind, so erregen sie Gedanken und Empfindungen die ich wohl mitzutheilen wünschte. Ich werde daher in meinen Heften dergleichen niederlegen und ersuche meine unbefriedigten werthen Correspondenten sich darin umzusehn.

Die zwischen Seite 96 und 97 des vorigen Heftes bemerkliche Lücke könnte allenfalls folgendermaßen ausgefüllt werden.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, so lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das sechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigern Heischen, auf ihren stromartigen Wanderungen, die wilden Studirenden.

Geht einer mit dem andern hin
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns, treu und brav und kühn,
Die Lebenspfade wandeln.
Es fällt ein jüngerer Soldat
Wohl in den ersten Schlachten;
Der andre muß ins Alter spat,
Am Bivouack übernachten.
Doch weiß er eifrig seinen Ruhm
Und seines Herrn zu mehren,
So bleibt sein letztes Eigenthum
Gewiß das Bett der Ehren.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 3,2

(1821)

Coburg, Landesbibliothek -- B I 10/25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915498-4